

VERBODEN

Illustrirte Damen-Zeitung

Nachdruck verboten.

Die Klavierfürsten.

Unter allen musikalischen Instrumenten nimmt gegenwärtig das Klavier den Ehrenplatz in Anspruch. Ihm ist der bei weitem größte Teil der unaufhörlich noch wachsenden Flut neuer Kompositionen gewidmet. Mit einem Klavier muß die Haushaltung ausgestattet sein, wenn sie als vollständig gelten will. Klavierunterricht müssen unsere Kinder empfangen, wenn ihre Bildung nicht lückenhaft genannt werden soll; und auf dem Klavier beruht eigentlich die musikalische Bildung der gegenwärtigen Welt. Soll man, darf man das loben? Es sei vorbehalten darüber später einmal die Meinungen zu hören, vom Klavierenthusiasten, der in seinem Instrument das Symbol und die Krone aller Errungenschaften, das Wahrzeichen sozialen

Glücks verehrt, bis hinab zum Erfinder des furchtbaren Wortes „Klavierpest“. Jedenfalls kann das Klavier Vermittler der einfachsten, innigsten Erbauung, Träger der Hausmusik und zugleich der erhabensten musikalischen Begeisterung sein. Ihm allein unter allen Instrumenten ist die Fähigkeit verliehen, für sich allein jede Schattierung, jeden Stärkegrad des musikalischen Ausdrucks vernehmbar zu machen. Für sich ganz allein; denn in wahrhaft königlicher Souveränität vermag der Klavierkünstler auf die Unterstützung jedes andern Instruments zu verzichten und ein Konzertprogramm selbständig auszufüllen. Dabei ist vorausgesetzt, daß er selbst von Geburt ein Klavierfürst, und daß sein Instrument ein adeliges sei.

Den größten der Klavierfürsten aller Zeiten, Franz Liszt, haben wir vor kurzem in die Gruft gesenkt. Sein deutsches Heim, die Hofgärtnerei in Weimar, steht verwaist. Pietätvoll breitet der kunstsin- nige Großherzog seine schützende Hand über das Liszt-Haus, das man nun neben dem Goethe-Hause und Schiller-Hause aufsuchen wird. Alle durch des Meisters Hand und Gebrauch geweihten Stücke bleiben beisammen, wenn anders die unter den verschiedensten Adressen von Frau Baronin von Meyendorff ausgesandten Anfragen gleich günstig beantwortet werden, wie eine an Kommerzienrat Bechstein in Berlin. Dieser Freund, Besüßler und Waffenschmied Liszts hat seit 28 Jahren alljährlich einen neuen, eigens nach des Meisters Geschmack konstruierten Flügel in die Hofgärtnerei geliefert. Den letzten derselben, also dasjenige Instrument, welches notorisch Liszt zuletzt in Weimar benutzte, hat dem Liszt-Hause erhalten zu sehen, war die erste Sorge, und Bechstein hat durch eine pergamentene Urkunde bereitwilligst die Schenkung vollzogen — ein Zeugnis für späte Tage, wie in unserer Zeit der Kunst des Klavierpiels die Kunst des Klavierbaues zur Seite stand.

Liszt und Bechstein — beide müssen genannt werden, wenn in Kürze die Rede sein soll von den vier Künstlern „von Gottes

Gnaden“, den Klavierfürsten, die heute unser Bild lebenswahr vor Augen stellt; denn Liszt machte sie geistig, entweder durch sein Vorbild oder unmittelbar unterweisend, und Bechstein mechanisch zu dem, was sie sind. Eigentlich müßten ihrer Fünf beisammen stehen; Hans von Bülow durfte von Rechts wegen

obwohl beide niemals den Unterricht Liszts genossen. Und doch hat letzterer schon dem zehnjährigen Anton Rubinstein (1840 in Paris) mehr genügt, als manchem sogenannten Liszt-Schüler“ masculini oder feminini generis, der nur des Meisters Salon umlungerte. Liszt erkannte die eminente Begabung des Knaben und riet, unter entschiedener Anerkennung des bisherigen, von Antons hochbegabter Mutter und dem Pianisten Billoing geleiteten Unterrichts, zu gründlichen Studien in Deutschland, die denn auch bei Dehn getrieben wurden. Zweimal hat Rubinstein in Berlin Herrschaft geübt, wie die Sonne in den Julitagen: im Februar 1879 und dann im Winter 1885-86, als er seine sieben historischen Konzerte gab. Da

konnte man erfahren, was es heißt: von der Genialität ge- bannt und geblendet sein. Alles wurde von den Wogen einer fast leidenschaftlichen Bewunderung aufge- hoben und hinweg- getragen. Wir ein- fachen Menschen sind eben immer befan- gen, wenn uns aus dem Auge eines ge- nialen Menschen der Abglanz der Gottheit entgegenleuchtet. Ru- binstein unterjochte und beherrschte die Geister und die Ge- müter unbeschränkt, ließ sie los, riß sie mit sich fort, wie es ihm beliebte — ein liebenswürdiger Ty- rann. Wie aber das Auge des Gottes keine energische Kraft auf uns Menschen zu äußern aufhört, wenn der Vider- Schleier es verhüllt, wie denn das eigene Auge kritisch prüfend die Gestalt überläßt, so verliert auch Ru- binstein etwas von seiner vis maxima, wenn er sich selbst verliert und, von der Leidenschaft über- tyrant, zu den ge- wöhnlichen Menschen herniedersteigt. Ein solcher Augenblick der Schwäche zeigte sich in beiden genannten Jahren an demselben Musikwerke, der Wander-Phantasia von Schubert, die übrigens zu den glän- zendsten Bravour- stücken Rubinsteins zählt. Ihre Ausfüh- rung, wie sie jedes- mal den Enthusias- mus auf den Gipfel und zu immer erneu-

ten stürmischen Zursen treibt, darf als die erhabenste That der Dichtung am Klavier bezeichnet werden. Was man Bülow nachrühmen muß, daß er in seinem Spiele den Begriff der Technik eigentlich verflüchtete, das gilt auch von Rubinstein, obwohl ihn gelegentlich eine im Fluge gestreifte Nebentaste neckt. Das, was Bülow und Rubinstein zu Fürsten macht: daß sie ihre Inspirationen ausspielen, erscheint bei Rubin- stein auch von der letzten Spur des Irdischen, der bei Bülow unausgeseht thätigen Selbstbeherrschung und Selbstkritik befreit.

Am 12. Januar 1881 erschien Rubinstein a tempo mit Frau Essipoff am Flügel (im Konzerthause). Welch' ein Paar! Neben jenem Beethovenhaupt mit den gleichmäßig ernstesten Zügen, dieser fein gezeichnete à la Titus frisierte Kopf, der eines Abonis Reid erwecken könnte. Feuer und Liebreiz strahlt aus der ganzen Erscheinung. Mit im sanften Winkel



Sophie Menter.

Anton Rubinstein.
Eugen d'Albert.

Annette Essipoff.

in dieser Vereinigung nicht fehlen. Ihn, den Propheten und Interpreten des dreigestrichenen B: Bach-Beethoven-Brahms, denken wir gleich mit, wenn wir Rubinstein und d'Albert, Sophie Menter und Annette Essipoff feiern.

Dem bestimmenden Einfluß Liszts war die ganze Klavier- spielende Welt unterworfen, auch Rubinstein und die Essipoff,

abgestreckten Fingern bewegen sich die ganz sichtbaren, fein modellierten Arme in schönen Linien gegen die Klaviatur und ziehen Töne aus den Saiten, so zauberisch, daß kichernde, tosende Weichen und duffende märchenzählende Rosen überall um uns aufzuspriessen scheinen. Wer hat je den kleinen arpeggierten Zwischenfall in Chopins E-moll-Konzert so heimlich-lüß erzählt, wie diese Scheherazade? — Mit Rubinstein spielte sie (vierhändig) einige Nummern des Bal costumé. Die mit Feinheiten aller Art ausgestatteten, farbigen, goldschimmernden Geweben des Orients gleichenden Stücke, die im berausenden en train vorüberflatterten, gaben die hübscheste Rahmung für das historische Bild: Rubinstein-Essipoff. Immer weit über den wohlgeformten Händen der Dame, die anmutigen Bewegungen derselben dominierend und dirigierend, erschienen mir kurz angezogenen Fingern die schlanken Hände Rubinsteins, deren eigentümlicher Abfall von der Klaviatur als Zeichen absoluter Sicherheit gelten darf. „Wie es gemacht wird“ konnte man an vier Händen zugleich sehen, aber es waren die Hände eines Zauberers und einer Fee.

Und doch wäre es gefehlt, wollte man im Milde allein die Kraft und Eigenart der Essipoff finden. Der Milde ihres Spiels hält vielmehr das Starke nicht nur das Gleichgewicht, sondern wächst nicht selten zu einer fast männlichen, konzentrierten Festigkeit und stählernen Nachhaltigkeit, die bei einem so feinen Vortragspiel der Glieder jedenfalls überrascht. Man erinnert sich wohl allgemein der Chopin-Abende dieser eminenten Künstlerin, in denen sie etwa außer einem Konzert mit Dreifacher noch die Vereuse, die große Polonaise in As, den reizenden Cismoll-Walzer, dann in bunter Folge Etüden, Präludien, Nocturne u. s. w. zum Vortrag brachte. Alles bewältigte die wunderbare Frau mit weit mehr frischem Epprit, als selbst die animierteste Zuhörerschaft für solchen Massengenuss Chopinscher Ambrosia aufzubringen vermochte. Die Zuhörerschaft! Wäre es nicht eigentlich Pflicht der Kritik, immer nach Beantwortung der Frage „Wie wurde gespielt?“ die andere „Wie wurde gehört?“ aufzuweisen? Es müssen sich eben viele günstige Umstände vereinigen, wenn das Schöne in seiner ganzen Würde und Herrlichkeit auftreten soll: große, tiefe Intention, Idealität, Enthusiasmus der Darstellung, Virtuosität der Leistung, inneres Verlangen und Bedürfnis des Gehörenden und des Empfangenden, momentan günstigste Stimmung von beiden Seiten, Leitung und Mitteilung der Gefühle, Wiederpiegelung der Freude an der Kunst im Auge des Andern.

Diese schone Gegenseitigkeit wird in ihren Graden entschieden durch die Persönlichkeit des Künstlers beeinflusst, der Mann wirkt anders als die Frau, Rubinstein anders als die Essipoff. Die Gründe für diese Thatsache zu suchen führt hier zu weit; dieselbe wird nie aufhören zu bestehen und an ihr wird jeder Versuch einer absoluten Gleichberechtigung der Geschlechter scheitern müssen. Wer sich nicht selbst täuschen will, wird immer sagen müssen, daß die öffentliche, gegenwärtig aktuelle Kunstproduktion der Frau (abgesehen von ihrer organischen Einfügung in das Drama) einen gewissen Widerstand in unserem Gefühl findet, der durch die Bezeichnung als Gewohnheit nicht wegdisputiert werden kann. Es ist gleichgültig, daß wir diesem Widerstande am wenigsten gegenüber einer Pianistin begegnen; aber er regt sich schon kräftiger, wenn eine Frau Violine spielt (selbst wenn sie Teresina Tua heißt). Die Violoncell-Spielerin wird schon von einer geschlossenen Mehrheit, die Posannistin nebst der „Damenkapelle“ von Jedermann abgelehnt. Diese ästhetische Verurteilung beruht aber durchweg auf derselben Voraussetzung, und ihr Recht ist nur dann auch der Pianistin gegenüber etwas abgeschwächt, wenn diese, wie Frau Essipoff, einen fast männlichen Charakter zeigt, oder andere Eigenschaften besitzt, welche über jene Bedenken hinwegheben. Man erinnere sich, welchen Zauber ein Kind, ein Mädchen am Klavier oder mit der Violine ausüben kann, wenn der Schatten der Abriechung, der verlorenen goldenen Kinderjahre nicht gar zu ernst herüberdroht. Die Schwestern Milanollo, die echten, haben ihrer Zeit jedes Gemüt bezwungen.

Und hier liegt die Lösung der Frage, warum wir trotz aller jener Bedenken Frau Sophie Menter so gern am Klavier sehen. In ihr erscheinen das Weibliche und das Kindliche zum schönen Ganzen verschmolzen. Sie spielt nie ihre Persönlichkeit aus, sondern verschwindet weiblich-demütig hinter dem Werk; es ist, als ob sie sich dem Genius des Komponisten vermähle und nur die Hände rege, diesem verständnisvoll sich unterzuordnen, ihm zu dienen. Sie spielt wahrhaft weiblich, ohne doch weichlich zu werden, versucht sich überhaupt nicht in der Kraftproduktion und entwickelt dafür einen fast überschwänglichen Reichtum von Nuancen nach der Seite des Zarten. Welch ein Unterschied zwischen der Essipoff und der Menter schon in der Haltung. Jene blickt fest, fast streng gerade vor sich hin, diese verweilt fast verschämt mit dem Blick auf den Tasten; jene hält den Kopf senkrecht, diese etwas zur Seite geneigt. Beide verschwinden sofort in dem Zuhörer jeden Zweifel an der Treue des Gedächtnisses oder der Zuverlässigkeit der Finger, aber jene erreicht dies durch einen Zug des Selbstbewußtseins, diese durch eine Andeutung des Selbstverständlichen. Auch im Spiel, in der Interpretation und namentlich im Repertoire begegnen und decken sie sich vielfach, aber in der Ausnutzung ihrer Kunst gehen sie wieder weit auseinander. Raslos eilt Frau Essipoff von Konzert zu Konzert, von Land zu Land und nimmt häufig die ganze Last des Programms oder doch den weitaus größten Teil auf sich allein. Frau Menter tritt verhältnismäßig selten, in Berlin entschieden viel zu wenig auf, begnügt sich mit kurzen Touren und zieht sich dann wieder zurück auf ihr entzückend schönes Schloß Jtter* in Tyrol. Dort lebt sie neben der Kunst ausschließlich ihrer Häuslichkeit und ihren zahlreichen Freunden und Verehrern; hier kehrt ihr Meister Liszt regelmäßig ein; hier empfängt sie die zahlreichen fürstlichen Persönlichkeiten, die sie in den Residenzen durch ihre Kunst sich verpflichtete; hierher führte Freund Bechstein eines Tages auch den jungen d'Albert.

Wer Eugen d'Albert sei, erfahren im Juli 1882 am

* Das alte, von Frau Menter ausgebauten Schloß Jtter liegt auf einem Vorberge der hohen Salve, unsern Hopfgarten an der Giselabahn. Es bietet die Aussicht auf ein großartiges Bergpanorama, das sich aus dem Tauern, dem Kaisergebirge, den Salzburger und Berchtesgadener Alpen, dem Seineren Meer u. s. w. zusammenzieht. Die einzelnen Zimmer des aus dem 12. Jahrhundert stammenden Hauses sind höchst geschmackvoll, zum Teil prächtig phantastisch eingerichtet. Zahlreiche Teppiche und Waffen, welche die Künstlerin auf einer Kunstreise durch Berlin sammelte und in zwei Eisenbahnwagen nach Hopfgarten brachte, schmücken namentlich diejenigen Zimmer, in denen Liszt gern verweilt. Jedesmal, wenn Frau Menter aus Betersburg, wo sie vier Monate des Jahres am kaiserlichen Konservatorium zu unterrichten hat, heimkehrt, gewinnt diese orientalische Sammlung neuen Zuwachs.

Tage der Generalprobe zum „Parisfal“ wenige in das Klaviermagazin von Steingraber in Bayreuth geladene Gäste, zu denen der Verfasser gehörte. Ein kleiner, untersehter, fast knabenhaft, aber gesund aussehender Jüngling von etwa 18 Jahren nahm am Flügel Platz und spielte — ja, in der That! — nicht weniger als alles. Die kühnsten Wünsche wurden gleichmütig und ohne Besinnen erfüllt. Was sollte man zuerst anstaunen? Dieses Gedächtnis! Nur Bülow und Rubinstein erschienen in gleicher Linie. Diese Technik! Liszt und Taubert standen vor uns. Diese Ammut! Wahrlich, Sophie Menter und Annette Essipoff trieben ein magisches Versteckspiel. Dieser Geist! Er war aller Genannten Geist. Das war Eugen d'Albert, der Schüler Richters (in Wien) und Liszts. Das oberflächliche Musik-Vergnügen Niemanns (1884) kennt ihn zwar noch nicht, hat aber dafür über Herrn Martino Köder und ähnliche Geister umständlich berichtet. Nun, jetzt kennt die ganze musikalische Welt den wunderbar begabten jungen Mann (auch bereits glücklichen Vatten und Vater) und freut sich seiner Erscheinung. Bereits im Dezember 1882 erschien d'Albert in Berlin, um — das einzige Mal in seinem Leben — durchzufallen. Es war im Vittoriatheater. Die Aristokratie der Geburt und des Besitzes wollte sich zum Vorteil der über-schwemmten Rheinlande einige Stunden amüsieren. Niemann und die Reicher-Kindermann auf der Bühne, die eben von der Hofbühne entlassene, von der allgemeinen Sympathie getragene Marianne Brandt, dazu Theodor Wachtel beim Liederfest — was wollte man mehr! Da erschien auch d'Albert, erregte durch seine Figur und eine entzückend ungeschulte Verbeugung einige Heiterkeit, sowie dann durch Chopins Vereuse allgemeines Wohlgefallen. Jetzt schickte er sich an zu einer Mannesthat, der kleine Ekklopi spielte Schumanns Symphonische Etüden. Schon bei Nr. 2 begann die Konversation im Zuschauerraum, sie schwoll an wie die Rheinische Flut und schwenkte den kühnen Künstler lange vor dem Ende seines Pensums hinter die Coulisse. Heute zählt er zu den Vornehmsten unter den Ersten, hat gleich der Menter es aufgegeben, große erschöpfende Kunststreifen zu machen, und komponiert auf seiner reizenden Villa bei Eisenach, als wäre das Produzieren seine Lebensaufgabe und nicht das Reproduzieren. Sein opus 1, eine mehrlässige Suite für Klavier, hat große Hoffnungen erweckt; ein umfangreiches Klavierkonzert und eine Symphonie haben diese Hoffnungen zum Teil erfüllt; einige hübsche Lieder werden gern gesungen. Man sieht, in d'Albert ist die rechte Erkenntnis von der historischen Stellung des Virtuositens durch das berauschende Vergnügen am augenblicklichen Erfolge nicht verdunkelt. Gleich Liszt und Rubinstein erhebt er sich aus jener Sphäre und strebt mit Macht hohen Zielen entgegen. Möge er wachsen und werden zum Heile der deutschen Musik!

Theodor Krause.

Schluss.

Nachdruck verboten.

Julietta.

Kofokobild von Günther von Freiberg.

Am folgenden Morgen erhob sich Amadeus mit Tagesanbruch. Bereits um sechs Uhr in der Frühe schickte er zu einem Haarfräuser und ließ sich sorgfältiger denn je einpomadiieren und à frimas pudern. Er wählte ein sentimental dunkles Habit mit „Mondscheinknopfen“ aus blauem Stahl, zog seidne Strümpfe und funkelnagelneue Schnallenschuhe an.

Rotstift und Kreide spitzte er in feierhafter Eile und machte sich lauter Überflüssiges zu schaffen mit dem Blendrahmen, welcher für Juliettas Porträt bestimmt war.

Es schlug acht Uhr... „Kommt sie nicht? — Ein viertel auf neun... Ich sterbe, ich vergehe, sie läßt mich warten, oh!“

Um sich einigermaßen Fassung zu bewahren, griff der Ungeduldige einige trübseelige Mollaccorde auf dem Spinet, setzte sich aber in seiner Aufregung auf eine Düte mit Ockerfarbe und beschmutzte seinen schönen, neuen Anzug.

Nun gieng an ein Abbürsten...

Neun Glockenschläge dröhnten vom Campanile des Marcusplatzes... Amadeus rang die Hände. Jetzt läutete es auch drüben auf der Salute und auf der Insel San Giorgio Maggiore.

Linden zerrwühlte seine kunstvoll geordnete Frisur und zerrte am Mozartknoten seines Halsstücks...

Eine halbe Stunde später griff er nach Stock und Hut und jagte wie toll die Stiegen hinunter, um nach der „schiefen Brücke“ zu stürzen und beim Gvatter Zanetto, dem Schuster lobesam, Erkundigungen über die Wortbrüchige einzuziehen. Aber unterwegs hatte der ärmste Porträtmaler allerhand Malheur: erstlich stolperte er über den Gemüse- und Eiertram einer alten Spinathere, welche mit geballten Fäusten hinter ihm her keuchte und greulich schimpfend ihr Schmerzengeld einforderte.

Aus dem Laden eines Zuckerbäckers, wo Amadeus häufig Pastetchen zu naschen pflegte, sprang ein junges mausfarbnes Windspiel, ein Liebling des Künstlers, umkreiste letzteren mit wahnwitzigen Sätzen, spielend die schönen Spitzenmanschetten des abwehrenden Linden zerbeiend. „Laß mich, du verworfenes Ungetüm!“ rief der Gilge, vor dem schäfernden, grazösen Tiere Reißaus nehmend wie Tamino vor der pappendeckelten Schlange in der „Zauberflöte.“

Vergebens! Cocolino zerrte an ihm herum aus mißverständlicher Färllichkeit. Wie lachte die hübsche Zuckerbäckerin ihrem Kunden und dem Schoßhunde nach! Amadeus riß die Geduld, er schlug mit dem Hute nach Cocolino... schnapp! der behende Vierfüßler lief mit der Kopfbedeckung unseres Malers von dannen.

Ohe! Hollah! nun begann eine wilde Jagd in der engen, venezianischen Gasse... alle Buben und anwesenden Herumlungerer hinter dem Hunde her. Einem der Tagebiede gelang es endlich, das corpus delicti dem scharfen Gebiß des Windspiels zu entreißen. Dafür verlangte der Bengel in frechstem Tone ein Trinkgeld vom „Alustrissimo.“ Linden

hatte kein Kleingeld mehr bei sich. Er trat, gefolgt von jenem zerlumpten Burschen, in eine Wechselstube. Diese war von Mätlern überfüllt; es galt zu warten. In seiner Wut gab Amadeus dem zweibeinigen Bluteigel viel zu viel Geld und stürmte wie besessen vorwärts.

Wie viel Zeit verloren! oh, Himmel! Aber in welcher Richtung befand sich denn eigentlich die famose „schiefe“ Brücke? Ja, das war die Frage. Linden hatte keinesfalls eine Ahnung davon. Er haßte es, Vorübergehende anzureden. Allein, was blieb übrig in der gänzlichen Hilflosigkeit? Ach, wie dumm die Leute antworteten! Endlich erbarmte sich ein Gondolier des Suchenden und fuhr ihn durch den Zickzack unzähliger kleiner Kanäle nach dem Campiello Albizzi nahe der schiefen Brücke, an der nicht das mindeste schiefe zu sehen war.

Statt einer Silbermünze gab der verwirrte Jüngling dem Barcarolen ein Goldstück. Zum Dank dafür steckte der Venezianer den Lohn in die Tasche, indem er laut genug murmelte: „Alle Inglese sind verrückt! Es ist ausgemachte Sache.“

Amadeus schöpfte tief Atem, als er das kleine, menschenleere Winkelchen vor Palazzo Albizzi betrat. Es stimmte ihm vor den Augen, seine Pulse flogen; es war ihm schlecht zu Mute; außer einer halben Tasse Schokolade hatte er nichts zu sich genommen. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne und begann sämtliche Schilder über den Ladenthüren zu mustern. Feierlich, als gälte es eine Zauberformel herzusagen, sprach er: „Zanetto, — Schuster.“ Aber nur ein Klemmerladen und eine Spelunke voller Scharteken waren vorhanden. „D, heiliger Krippin, hilf mir aus dieser Lage,“ stöhnte unser Freund, „es ist doch zu dumm!“

Wieder mußte er sich zum Fragen entschließen. „Wohnt hier kein Schuhmacher? ein gewisser Zanetto?“ rief Amadeus flehend in den Klemmerladen hinein.

„Mein, Excellenz,“ tönte es aus einer dunklen Ecke hervor. „So, ist wohl kürzlich ausgezogen?“

„Bech und Knieriemer haben diese Gegend nie verunstaltet,“ pufete es athmatisch aus derselben Ecke hervor.

Dem Maler ward es unheimlich. Er entwich ins Freie. Doch was nun beginnen? — Jedenfalls hatte er sich äffen lassen. Julietta war nur zum Schabernack bei ihm gewesen, die Hinterlistige, die er nun verachten mußte, statt sie anzubeten! — was mochte nur die Gewissenlose bewogen haben, ihn aufzusuchen, sich ihm als Modell anzubieten?

Amadeus schlug sich mit der flachen Hand wider die Stirn und schalt sich einen Dummkopf über den andern. Hierauf schlich er trübseelig vorwärts, ohne zu beachten, wohin seine Schritte ihn trugen. Sein erster Born wich einem Gefühl von Demütigung und Beschämung.

Blötzlich traf ein wohlgezieltes Sträußchen Reseda Amadeus' Nasenspitze. Er warf verdrossen den Kopf herum und gewahrte in einer offenen Gondel Vater Cyrill, welcher grüßend mit der Hand winkte und mit den meergrünen Augen gar schelmisch zwinkerte.

Das hatte noch gefehlt! Dem zu begegnen! — Der Jüngling, welchem Enttäuschung das Herz abdrückte, ward blutrot, gab dem Sträußchen, das an der Erde lag, einen Fußstoß und konnte dabei einen gelinden Fluch nicht unterdrücken... „Er hat recht gehabt, der Abscheuliche! Da fährt er hin mit seinen albernen Resedablüten, um sie der affektierten Fürstin Negroni oder der überspannten Demoiselle Topinabour darzubringen! Es ist ein Skandal.“

Und Linden fühlte sich plötzlich wie gehoben durch seine sittliche Entrüstung. Gleich darauf fiel er in Trübsinn zurück. Nach vielem Hin- und Herdenken rief er endlich ganz laut: „Zrgenbwo muß Julietta doch existieren und aufzufinden sein. Nach Malamocco!“

Gleich hungrig und durstig zum Verschmachten, lief er nach dem nächsten Traghetto (Haltestelle der Gondeln) und befahl zwei stämmigen Ruderknechten, ihn eiligst hinaus nach Malamocco zu fahren. Wie er nun auf den schwarzen Lederkissen der Gondel lag, machte er sich innerlich heftige Vorwürfe, in seiner Verliebtheit nicht nach dem Familiennamen Juliettas gefragt zu haben. In ganz Italien dominiert freilich der Taufname! „Oh, Vater Cyrill,“ stöhnte der abgegebte, seinem Glück nachjagende Nordländer, „wir Maler haben keinen Scharfsinn... ich muß es selbst bekennen.“

Den grünen Wassern der Lagunen entstieg das Giland, wo Benedetto Marcello, der unsterbliche Komponist grandioßer Palmen, geboren ward.

Als Amadeus den schattenlosen Strand des dürftigen Städtchens betrat, fühlte er sich einer Dohnmacht nahe. Die Gondoliere schafften aus einer Taverne tintenschwarzen Wein herbei und ein Stück Gyps, das sie „Weißbrod“ nannten. Mit der Verbissenheit eines Menschen, der von vorn herein seine Sache für verloren ansieht, durchforschte der Künstler den höchst langweiligen Ort, wo die Ausdünnung gedörrter Fische die Atmosphäre nicht eben verbesserte. Das Ergebnis war, daß keine Großmutter von Malamocco sich zu einer braunlockigen Enkelin Namens Julietta bekennen wollte. Genug, als Amadeus nach Venedig heimfuhr, war er so klug wie zuvor.

Tag aus, Tag ein wartete er auf die Rätselhafte, aber — er wartete vergebens.

Zur Zeit unserer Erzählung kannte niemand in Europa den Ausdruck „Salon.“ Die Empfangsabende gastfreier Damen hießen Kafinos, wie man heutzutage die Sport- und Militärklubs betitelt.

Den gesellschaftlichen Brennpunkt des damaligen Venedigs bildete seit Jahren das „Kafino“ der vielbesprochenen tonangebenden Prokurateffa Catarina Tron.

Bunt und wunderbarlich gemischt war die Schar ein-

heimischer und fremder Gäste, welche bei der vorurteilsfreien Dame ein- und ausging, und eben dies lieb den Abendunterhaltungen einen pikanten Reiz; auf den pappelgrünen Kanapees des großen Spiegelsaales lehnten geistliche Würdenträger neben berühmten Sängern und Balletteufen; man reichte sich gegenseitig allerliebste, goldene Dosen und nahm versthohlene Prisen auf die graziöseste Art, und man lachte sich halb tot, wenn „Monfignore“ oder „Terpsichore“ herzhast niesen mußten, namentlich während ein Sopransänger aus der Schule des Carlo Broschi trillerte. Souveräne Fürsten, deren Inognito niemand respektierte; griechische und jüdische Kaufherren; Diplomaten; Modedichter und Philosophen, — alle diese wogten auf und ab in der prachtvollen Wohnung ihrer Excellenz.

Dame Tron empfing, mit Ausnahme einiger Frühling- und Herbstwochen, während des ganzen Jahres wöchentlich zweimal.

Juni war's, köstlich warmer Juni, und die Kerzen leuchteten in allen Gemächern, deren Plafonds Paul Veronese und Tiepolo gemalt hatte! — niedliche Mohrenknaben in phantastischen Livreen eilten den Ankommenden geschäftig entgegen, jeder Dame eine seltene Blume reichend, jedem Herrn ein Band mit einem in Silber gestickten „Salve“ um den Arm legend.

Weit offen standen Fenster und Balkonthüren; draußen umwob ein fast blendendes Mondlicht die Paläste mit silbernem Hauch; den canal grande entlang glitten Gondeln lautlos, geisterhaft; aus einem gegenüberliegenden Garten trug ein sanfter Wind Duftwellen in die Säle empor, eine Botschaft der Nachtviole und Rosen...

Die ganze weiche, dämmerhelle Atmosphäre stimmte zur Liebe... es war eine Nacht wie geschaffen für selige Träume, denen kein frostiges Morgenrot, kein entnützendes Erwachen folgt!

Ein schmelzender Wechselgesang zwischen Kontralto und Tenor ertönte aus dem Musikzimmer... stille, stille, laßt uns lauschen!

Weshalb das holde Flüstern mir,
Der schmeichelnd sanfte Blick von dir?
Was reichst du mir die schlanke Hand,
Was schüfst du meiner Seele Brand?

Woh! liebt ich einst den Mondenschein,
Es küßten mich die Strahlen sein,
Woh! träumt' ich süß im Sternentlicht,
Doch Feuer brennt — verzehrt' mich nicht!

Solche Lieder singen die Italiener mit einer Leidenschaft, die jeder Beschreibung spottet...

Gleich glühenden Tropfen fielen die Töne einem trauernden Jünglinge aufs Herz, einem Jüngling, der abgesehnt in einer Fensternische lehnte... „Oh es ist kein Glück, solchen Gesang zu vernehmen,“ seufzte er vor sich hin, „denn eine maßlose Sehnsucht erweckt er in der Menschenbrust, ein brennendes Verlangen nach unmöglichem Glück. Ach, ich Thor, ich glaubte mich gefeit gegen solche Empfindungen! bin ich von Wachs, daß ich dahinschmelze bei dieser thörichten Weise?“

Wir erkennen in dem tiefergriffenen Hörer Amadeus Linden. Bestellungen jeder Art fesseln ihn nach wie vor an Venedig; indessen sein Unwille gegen die neptunische Stadt hat infolge jener schlimmen Modellerrfahrung nicht abgenommen. Er steht immer auf dem Sprünge abzureisen.

„Aber, Sie deutscher Träumer, was isolieren Sie sich denn so?“ sprach eine tiefe sonore Stimme dicht an des Malers Ohr.

Amadeus fuhr zusammen... Die Prokurateffa stand neben ihm, ein zuckersüßes Lächeln um die vollen, geschminkten Lippen. Sie glich einem rotgrauen Papagei mit ihrem runden, gepuderten Kopfe, ihrem perlfarbenen Kleide und purpurnem Überwurf. Eigentlich haßte sie den jungen Deutschen, fand ihn einfüßig, stets halb verschlafen, aber er war freundlich zum Frater Vespasian, versprach ihn zu malen, — Vespasian war die Hauptperson im Leben der kinderlosen Frau. „Sie kleiner Schächer, kommen Sie,“ fuhr sie fort, „geben Sie mir den Arm! So! Wie finden Sie denn heute Abend die Komtesse Mocenigo? Kinder, ich begreife nicht, wie man sich in solche Stumpfnasen vergaffen kann! — Und die Teotochi-Marin? Denken Sie nur, Canova, der göttliche, und Pindemonte mit dem Apolloprofil, diese beiden empfinden chagrin, daß ihre verblühte Muse mit dem Senator Albrizzi heimlich verlobt ist! sie sollten froh sein! ein Bildhauer darf nie heiraten, auch kein Dichter, — ebensowenig ein Maler! merken Sie sich dies, Signor Amadeo, — nur eine Amourschaft, c'est cela... Eine Amourschaft fördert gutes zu Tage. Ja, was ich sagen wollte, Carissimo, ist die Gräfin Eufemia Ferrari nicht entzückend? Diese Wittib von neunzehn Jahren, dieses animierte Porzellanfigürchen, diese wandelnde Pastorale.“

„Pater Cyrill sprach mir von ihr.“

„Hören Sie, die Eufemia müssen Sie auf Email malen, Sie müssen! Gott, schauen Sie doch nicht ewig so kühl, so zerstreut aus. Ha, Ihr kaltes Krötenherz wird mal eines schönen Tages totaliter in Flammen auflodern!“ — der gedrungene weibliche Papagei rieb sich die kleinen, fetten Hände; die Schweinsauglein der Dame Tron glänzten triumphierend... „Ah, schau, schau, da ist sie ja selber, die der Venus Gürtel und Apfel entwendete!“

Gurrend und schnäbelnd flog der Papagei der jungen Eufemia entgegen.

„Erlauben Sie, Göttin,“ glückte die perlengraue Excellenz, „Ihnen meinen illustren Freund, den Rafael des Nordens — ich meine Rafael Mengs, denn der aus Urbino ist altmodisch! — Signor Amadeo Linden vorzustellen. Er wird Sie auf Email abkonterfeien, Sie müssen sich dann in Bril-

lantem fassen lassen, Contessina.“ Und sich wieder zu Amadeus wendend: „Gräfin Ferrari, der Stern von Treviso, jetzt in Venedig um Seebäder zu nehmen. Aber Signore, liebes Kind, was ist Ihnen denn? Himmel, der Mensch wird ja ohnmächtig... es ist auch nie gut gelüftet in diesen Zimmern, ich sag's ja! — Melisengeist! nein, der Schreck, er ist mir ins Gebein gefahren... Amadeo...“

Der junge Maler war beim Anblick der engelsschönen Eufemia Ferrari totenblau an die Wand zurückgewichen und hatte, seiner Sinne nicht mächtig, die Augen geschlossen. Jetzt aber öffnete er sie wieder, verneigte sich und sagte mit fester Stimme: „Bardon, Excellenz, ein Schwindel, achten Sie nicht darauf!“ Fast trotzig stand er vor den beiden Frauen, hoch und strengstolz, aber wunderschön sah er aus in dem Augenblick.

Die Tron starrte ihm ganz verblüfft nach. „Mein junger Schützling scheint krank zu sein,“ sagte sie zur schönen Witwe. Gleich darauf sprachen beide Damen über die neuesten Toiletten-capricen der Königin Marie Antoinette und über Brüsseler Spitzen.

Amadeus war ein wenig zur Seite getreten; sein eben noch todtliches Antlitz übergoß, wie er die anmutig und harmlos plaudernde Contessina mit den Augen fixierte, ein glühendes Rot: es war als ob sein stürmisch klopfendes Herz alles Blut an sein Gesicht abgegeben habe! — Und nun traf ihn, wie verloren, so über den Fächer hin, seitwärts ein Blick aus den dunklen Augen der Contessina, nur ein Blick — nichts weiter; aber unter ihm erblich abermals das Wangenrot des Jünglings zu fahler Blässe und ein nervöses Zittern durchrieselte alle seine Glieder. Was war nur mit der jungen Dame, daß ihre Erscheinung, ihr Blick so seltsam auf ihn wirkten. Vielleicht ihre Schönheit? Ja, sie war in der That das Ideal einer Kokoschönheit, etwa wie die Galanteriemaler Fraganard und Boucher es malen, trug eine Lamballe-Robe aus weißem Seidenslor mit frischen Rosenbouquets gerast; den Hals umschlang ein schwarzes Sammetband mit einem prachtvollen Diamantgehänge; ihr Haar war kraus gewellt und gepudert mit Ausnahme zweier Schmallocken, welche über die linke Schulter fielen und ihre natürliche, braune Farbe behalten hatten. Reizend!

„Sehen Sie nur die Cendrillon-Füßchen der Ferrari,“ wisperte ein Domherr dem Dichter Pindemonte zu, „blafrote Stöckelschuhe aus Atlas mit Brillantschnallen! eine andalusische Tänzerin könnte vor Neid ergrünen und ergelben.“

Der hochgefeierte Ppollito Pindemonte blinzelte kaum nach den eleganten Schuhen und silbergestickten Strümpfen der Gräfin; er hatte nur Augen für seine lockenumwallte, nicht mehr ganz junge Muse Isabella Teotochi, spätere Albrizzi, welche im Jahre 1818 Lord Byron in die venezianische Gesellschaft einführte.

Pater Cyrill, der sich dunkel aber effektiv abhob gegen all die bunten Seidenroben und lichtfarbigen Fracks, gefellte sich zu Amadeus, denn noch hatte seine „fanonische Stunde“, elf Uhr, nicht geschlagen; vor Mitternacht muß jeder Geistliche in Italien eine Soirée verlassen; bis dahin aber darf er gesellige Freuden genießen.

„Nun, mein Jüngelchen Amadeo,“ lächelte er väterlich, „du bist ja heute Abend so langweilig wie eine Tragödie des Alfieri oder Monti. Lustig, lustig, du Nebelritter aus Wolkenkuckuckheim! Ugo Foscolo — dort steht er neben dem Clavicembalo — möchte mit dir bekannt werden. Du hast ja Thränen vergossen über seinen „Jacopo Ortis.““

„Mag sein. Aber der Mann hat ein Hammelgesicht, was mich gegen ihn einnimmt.“

„Sieh nicht so viel auf das Äußere, Schatz! Der Schein trügt: ich habe, mit Achtung zu melden, das Antlitz eines Jupiters und bin doch unverbesserlich oberflächlich, könnte nie solch Buch zusammenschreiben.“

„Aber plappern und schwätzen bis zum jüngsten Tage.“

„Wie unausstehlich du bist! — Verliebe dich doch einmal, dann wirst du weniger krazbürtig sein!“

„Berzeih, bester Pater, aber wüßtest du, was in mir vorgeht! Eine Ähnlichkeit, ach, eine Ähnlichkeit macht mich seit einer halben Stunde wahnsinnig“ — und mit leidenschaftlicher Geberde wies Amadeus auf die am Arm des Domherrn vorüberwandelnde Gräfin Eufemia. „Siehst du,“ sagte er bebend, mit ersticker Stimme, „wie jene dort war Julietta!“

„Nimm Sturzäder, du Phantast! Die Ferrari giebt es nur einmal auf Erden; ihr gleicht kein anderes Weib, am wenigsten eine hergelaufene Dirne.“

„Pater, bei meiner Seligkeit, spote nicht, lache nicht!“

„Amadeo mio, nimm dich zusammen! Stiere nicht so verglasten Blickes auf die Gräfin, sag' ihr lieber etwas Artiges.“

„Cyrill, Cyrill, hab Erbarmen mit mir! Es wirbelt alles im Kreise vor meinen Augen.“

„Trink ein Glas Cyper und tanze eine Gavotte mit deiner Schönen. Sieh die Paare ordnen sich... Du tanztz besser als alle Italiener.“

„Cyrill, es ist Julietta.“

„So geh doch ins T... s Namen und reich ihr die Fingerpizzen, bevor ein anderer sie dir wegschnappt.“

„Es scheint, sie will nicht tanzen.“

„Seid ihr Deutschen langsam! so fasse doch Fortuna beim Ohignon. Ob Julietta, ob Eufemia, alles eins.“

Wenige Augenblicke später stand der verwirrte Amadeus neben der schimmernden Erscheinung... und er fragte sich, war dieser Abend die Fortsetzung eines tollen Traums, der ihn verfolgte? Alle seine Sinne waren in Aufruhr, Wunden, die er verharrt glaubte, begannen von neuem zu bluten. Wie jungfräulich diese kleine Witwe ausschaut, trotz der kost-

baren, blühenden Steine, welche sie trug! Sollte Linden sie hassen, ihr mißtrauisch aus dem Wege gehen oder — gab es da kein anderes Mittel, als anzubeten und Sklavendienste zu thun?

Gräfin Eufemia redete ihn an: „Haben Sie sich ganz erholt von Ihrem Anfall?“ fragte sie teilnehmend.

Er schaute ihr forschend in die aurfelbraunen Augen und vergaß zu antworten.

Sie hatte wundervolle, liebe Augen, dennoch lag etwas seltsam Verfängliches in ihrem Blick, während sie den Jüngling anschaute. Sie war ihm ein Rätsel — was war er ihr? „Bergebung, meine gnädigste Gräfin,“ sagte er mit unsicherer Stimme, „Sie werden mich für einen Narren halten.“

„Weshalb?“ lächelte sie.

„Mich quält etwas... oh, es ist albern von mir, Ihnen mit Dingen zu kommen, welche Sie nichts angehen! aber... aber, Sie sind die Doppelgängerin einer Person.“

„Die Ihnen teuer war?“ unterbrach sie hastig, atemlos, indem sie sich auf ein Sopha niederließ und auch ihn zum Sitzen einlud.

„Teuer?“ wiederholte Linden, „sie hätte es mir werden können... oh, teurer als meine Kunst, als mein Leben. Indessen...“

„Indessen?“

„Sie hat mit mir gespielt; das verzeiht kein Mann.“

„So streng? so unerbittlich?“

„Sprechen wir nicht von ihr, um die ich thörichtere Weise gelitten habe, wie vielleicht nur ein Deutscher zu leiden im stande ist. Das ist nun eine abgethane Sache. Nur kann ich mich noch in Ihrer Nähe nicht beherrschen, gnädige Frau, denn, bei Gott! die Ähnlichkeit ist so täuschend, daß ich, wenn ich Sie nicht hier sähe, in der Toilette einer Salonkönigin, sagen würde: „graufames Kind, Julietta, wo wartst du so lange?“ sprich!“

Eufemia seufzte tief auf; eine frappante Veränderung ging mit ihren Zügen vor; diese entstellten sich gleichsam, sie war blaß geworden, denn sie war nicht geschminkt.

„Signor,“ sagte sie mit gepresster Stimme, „treten wir aus dem heißen Zimmer auf den Altan hinaus — ja?“

Linden folgte ihr auf eine Terrasse, welche in den kleinen Garten hinter dem Palaste führte. Tagheller Mondschein umfing beide. Eufemia stützte die zarten Arme auf die steinerne Brüstung, verwandte jedoch keinen Blick von ihrem Cavalier.

Es giebt Ahnungen, welche uns deutlich sagen, daß wir am Wendepunkt unseres Schicksals stehen. Dies empfand Amadeus, wie er, entfernt vom Feste, neben der Gräfin stand. Und seltsam! gleichzeitig raunte eine innere Stimme ihm zu: „Jetzt sei auf der Hut!“

Der schwüle Geraniendumft suchte ihn zu betäuben, die ganze Scenerie schien im Bunde mit Eufemia; aber seine ganze Zukunft stand vielleicht auf dem Spiel; diese Besorgnis gab ihm jählings die moralische Kraft, welche Odysseus rettete, als die Sirenen sangen.

„Und wenn ich,“ flüsterte die Gräfin weich und schmelzend, „wenn ich selber Julietta wäre?“

Es blitzte wie von Jorn, ja wie von Verachtung in seinem Blick.

„Oh, Signor,“ sagte sie nach einem Stillschweigen mit lieblich bittendem, überzeugendem Accent, „Sie errieten es längst und vergaben mir.“

„Gräfin,“ erwiderte er mit zitternder Stimme, „erlauben Sie mir eine Frage: was in aller Welt bewog Sie, diese Komödie auf meine Kosten zu spielen?“

„Mein Gott,“ sagte sie kindlich, „ich wollte wissen, ob ich schön sei! Ist dies ein Verbrechen?“

Sein Atem wehte flammendheiß, doch sein Herz war erkaltet durch die Caprice der vornehmen Dame. „Und weshalb wählten Sie gerade mich zum Schiedsrichter?“

„Weil“ — sie stockte verächtlich, halb lachend, halb reuig, „weil Pater Cyrill mir dazu geraten hatte.“

„Oh, Fra Satanas!“

Morgendämmerung, rosig angehauchte, erhellte allmählich Amadeus' Atelier. Erst vor kurzem war Linden heimgekehrt, nicht mehr schlafbedürftig. Mit großen Schritten ging er auf und nieder. Wohl lag noch der Abglanz der leuchtenden Zaubernacht auf seinem Antlitz; noch sah er sich neben Eufemia, unter dem seidenen Zeltbald ihrer Gondel, ins offene Meer hinausfahren... Märchenhaft war's gewesen, zu seltsam schön, um es zu wiederholen!

Sein Herz klopfte unbändig wild empor, doch er bezwang dies jungmännliche Herz, was allzu gern mit ihm durchgegangen wäre. „Heute bist du Sieger,“ sagte er sich, ein Glas Eiswasser hinunterstürzend, „morgen wirst du Sklave sein. Entflieh mit dem ersten Kuß auf den Lippen! Mich dem Frohdienst einer launenhaften Fee verdingen? Nein, nein, du perfide kleine Venezianerin! du glaubst mich sicher in deinem Neze, ich aber schlüpfe durch die goldenen Maschen. Wer mich monatelang entbehren, hinfalten, gleichsam abrichten konnte mit kühler Berechnung, der verdient mich nicht!“

Er nahm einen Bogen Briefpapier, und wie beflügelt glitt seine Feder darüber hin:

„Illustrißima,“ schrieb er, „ein unabweisbarer Auftrag ruft mich nach Florenz, vielleicht nur auf einige Tage, vielleicht auf länger. Herz und Einbildungskraft bleiben im Banne meines Idols.“

Amadeo.

Als Eufemia gegen Mittag die schönen, schlafbelasteten Augen öffnete, war Linden schon auf dem Festland in Mestre.

„Verwehter Traum!“ seufzte die Pseudo-Julietta, und eine heiße, hellglänzende Thräne fiel auf das Abschiedsbillet des Malers.



Verwickelungen.

Gemälde von D. Erdmann. — Autorisierte Reproduktion.

Nachdruck verboten.

Botho von Hülsen.

Unter den vaterländischen Männern, die in irgend einer Hinsicht über die Allgemeinheit ihrer Nebenmenschen hervorragen, hat der unerbittliche Tod während der Sommermonate reiche Ernte gehalten. Zu den vor kurzer Frist dahingerafften Männern von Bedeutung zählt auch Botho von Hülsen, der langjährige Leiter der königlichen Bühneninstitute in Berlin, und mit seinem Heimzuge hat ein Stück deutscher Theatergeschichte seinen Abschluß gefunden.

Viele unserer Leserinnen, selbst wenn sie dem liebenswürdigen und chevaleresken Generalintendanten persönlich nicht näher getreten sind, erinnern sich seiner eleganten Gestalt von den jährlichen Opernhausbällen her. Diese der Reichshauptstadt eigentümliche gesellschaftliche Vereinigung hatte Herr von Hülsen in das Leben gerufen, und hier schritt er als Ordner mit dem Hofmarschallstab in der Hand den Majestäten auf deren Rundgange durch die dichtgedrängten Säle voran.

Herr von Hülsen war vor allen Dingen ein königstreuer Mann in des Wortes schönster Bedeutung. Der militärische Eid der Treue, welchen der aufstrebende Jüngling seinem Monarchen bei dem Eintritt in das Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 am 1. September 1833 geleistet, hat der gereifte Mann in einem langen, an Arbeit wie an Erfolgen gleich reichen Leben in vollem Umfange eingelöst. Der junge, am 10. Dezember 1815 in Berlin geborene und im Kadettenkorps erzogene Gardeoffizier lenkte die Aufmerksamkeit des damals regierenden Königs Friedrich Wilhelm IV. auf sich durch das bei verschiedenen Gelegenheiten bekundete, über das Dilettantenhafte weit hinausragende schauspielerische Talent, sowie durch ein großes Geschick zum Inszenieren von Liebhabertheatern. Als Herr von Hülsen nach zehnjähriger Leitung der königl. Schauspiele seine Entlassung nahm, wurde deshalb, am 1. Juni 1851, Premierlieutenant von Hülsen unter gleichzeitiger Gewährung des Titels eines Hauptmanns und Kammerherrn zunächst zur provisorischen Leitung der Hoftheater berufen, aber bereits im März des folgenden Jahres definitiv zum Generalintendanten ernannt. Seit jener Zeit, also seit länger als fünfundsiebzig Jahren, hat Herr von Hülsen in rastloser Thätigkeit sich seinem Berufe gewidmet, bis nach kurzem Krankenlager in der Frühe des 30. September 1886 eine Lungenlähmung in noch nicht vollendetem 71. Lebensjahre seinem irdischen Dasein ein Ziel setzte. Ein eigener Zufall hatte es gewollt, daß für diesen Tag Lessings Minna von Barnhelm auf dem Repertoire des Schauspielhauses stand, daselbe Stück, mit dessen Aufführung der neuernannte Intendant einst in sein Amt eingetreten war.

Die amtliche Thätigkeit des verstorbenen Herrn von Hülsen von allen Gesichtspunkten aus erschöpfend und dabei vorurteilsfrei zu beurteilen, dazu ist jetzt die Zeit noch nicht gekommen. Auch dürfte eine eingehende Darstellung derselben den in diesen Blättern zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten. Es genüge hier der Hinweis auf die außerordentlich umfangreiche, die Kraft eines Mannes — und sei er der arbeitsfreudigste — fast übersteigende Aufgabe, die auf Herrn von Hülsens Schultern ruhte, und die er, aufrecht und fest, bis zum Zusammenbruch seiner Lebenskräfte überhaupt getragen hat. Es ist bekannt, daß, seit durch den Erfolg des deutschen Krieges von 1866 Hannover, Kurhessen und Nassau mit Preußen vereinigt worden, auch die Hoftheater von Wiesbaden, Kassel und Hannover unter seine Oberleitung gegeben waren; aber wenn, außer einigen Eingeweihten, ist bekannt, welches Übermaß von Anforderungen damit an des Verstorbenen Kraft und Pflichtgefühl erhoben wurde. Natürlich forderte gerade diese bedeutungsvolle Stellung die Kritik, die berufene wie die unberufene, in gesteigertem Maße hervor; selbst der unwissendste Berichterstatter über theatralische Verhältnisse glaubte sich seine Sporen durch bramarbasierende Aburteilung über „die Hülsenische Mißwirtschaft“ erwerben zu müssen. Es sind ganze Bücher geschrieben worden, um darzutun, daß Herr von Hülsen die denkbar ungeeignetste Persönlichkeit für seine Stellung sei, daß er das Theater, die dramatische Kunst überhaupt einem unheilvollen Niedergange entgegenführe. Zu dem Aussprüche: Ein einfacher Bureauftrat, ohne jedes künstlerische Verständnis, faßten diese Gegner ihre Ansichten über den ihnen mißliebigen Leiter fünf großer deutscher Bühnen zusammen. Sie vergaßen, daß Herr von Hülsen, mochten ihm auch bei seiner Ernennung vom künstlerischen Standpunkt aus einige Vorbedingungen für seine Stellung gemangelt haben, über ein Maß von Erfahrung, von auf empirischem Wege gesammelten Kenntnissen verfügte wie wenig andere. Was ihm an Tiefe des Verständnisses vielleicht wirklich abging, das ersetzte er durch die treueste Pflichterfüllung und den unerschütterlichen Mut, mit dem er alle Vorwürfe und Angriffe auf sich nahm: er, der als besonderen Ruhmestitel für sich in Anspruch nehmen durfte, daß er vorzugsweise den deutschen Autoren die Bühne geöffnet und die Erzeugnisse der neuesten französischen Litteratur davon fern gehalten hatte! Mißgriffe sind gewiß unter seiner Verwaltung vorgekommen, und namentlich mag Herr von Hülsen nicht immer glücklich in der Wahl derjenigen Männer gewesen sein, die berufen waren, ihn in der eigentlich künstlerischen Leitung der verschiedenen Bühnen zu ergänzen, aber alles das sind Fehler gewesen, die dem deutschen Theater so wenig geschadet haben wie dem deutschen Volke.

In seltenem Maße hat es Herr von Hülsen verstanden, den Bühnengehörigen gegenüber die gerechte Strenge des Vorgelegten, dem die Erfüllung der Berufspflichten als oberstes Gesetz gilt, mit dem Wohlwollen des edlen Menschen zu ver-

binden, der unausgesetzt die Förderung der Wohlfahrt seiner Untergebenen im Auge hat. Es ist allgemein bekannt, was Herr von Hülsen über die nächsten Obliegenheiten seines Amtes hinaus für den engeren Zusammenschluß der deutschen Theater gethan hat, und wie er das Los der an ihnen thätig gewesenen Künstler und deren Angehörigen sicher zu stellen bestrebt gewesen ist. Im Augenblick des Todes schweigen deshalb auch die herben Angriffe, und allseitig wird nur der unzweifelhaften Verdienste des Verewigten gedacht.

Sein dankbarer Kaiser und König hatte die erfolgreiche Thätigkeit seines Generalintendanten durch Titel und Orden schon zu Lebzeiten gelohnt. Um dem treuen Diener eine großartige Totenfeier zu bereiten, befahl er, daß am Todestage und am Tage des Begräbnisses am 4. Oktober die königlichen Bühnen geschlossen bleiben sollten. Die Angehörigen dieser letzteren rühmten in einem warm empfundenen öffentlichen Nachruf dankbar die unermüdete Thätigkeit, die unerschütterliche Pflichttreue, den strengen Gerechtigkeits Sinn, die unerschöpfliche Herzensgüte ihres verewigten Chefs fremder Not gegenüber. Dichterhand aber hatte auf den Katafalk des Entschlafenen eine prachtvolle Blumenpende niedergelegt, deren Aftaschleifen in goldenen Buchstaben die Widmung (von D. F. Genßchen) trugen:

„Treue deinem König, treu der Pflicht
Hast du gelebt, bist du geschieden,
Und dieser Ruhm verklärt dich
Dein Angedenken! Ruh in Frieden!“ H. V.



Botho von Hülsen. † 30. Sept. 1886.

Nach einer Aufnahme des königl. Hof-Photographen Hugo Danz in Berlin.

Kaiser Wilhelm in Straßburg.

Am 28. September 1870 hatte Straßburg sich den deutschen Waffen ergeben, nachdem die alte freie Reichsstadt vor fast zwei Jahrhunderten durch schändlichen Treubruch von den Franzosen besetzt und seit jenem verhängnisvollen 30. September 1681 unausgesetzt in deren Besitze geblieben war. Sieben Monate später, am 16. April 1871, kam ich, auf einer Urlaubsreise von der Armee in die Heimat begriffen, zum erstenmale nach der „wunderschönen Stadt“, wie sie in dem bekannten Soldatenliede genannt wird. Von der geträumten Herrlichkeit indes war wenig zu bemerken. Enge und krumme, von echt deutschen, hochgiebligen Häusern eingerahmte Straßen, traurige Szenen kriegerischer Verwüstung, mürrische, abweisende Haltung der Bewohner! Mit diesen Worten kennzeichnet mein Tagebuch den Eindruck, den Straßburg auf mich hervorbrachte, einen Eindruck, zu dem das überall herrschende rege militärische Treiben allerdings einen desto helleren Gegensatz bildete. Die Spuren des blutigen Kampfes waren trotz monatelanger Arbeit noch nicht verwischt; noch lagen die Bibliothek, das Theater und der Palast des Präfekten in Trümmern, noch konnte man an den beiden Hauptangriffspunkten, der Porte de Pierre und der Porte nationale die zerstörenden Wirkungen unserer Geschosse anstaunen. Aber zahlreiche Hände waren Tag für Tag dabei, die Aufräumungsarbeiten weiter zu fördern, und wie die kriegerische Nüchternheit unserer Soldaten den Platz bereits soweit wieder in Verteidigungsstand gesetzt hatte, um einem Angriffe erfolgreich zu begegnen, so war die germanische Gutmütigkeit aller Orten bestrebt, die im ehrlichen Kampfe geschlagenen Wunden zu heilen. Bei aller Zuvorkommenheit der deutschen Behörden und Soldaten jedoch trat im gegenseitigen Verkehr ein scharfer Gegensatz seitens der einheimischen Bevölkerung hervor. Selbst die Kaufleute und Gastwirte, deren Herz in Frankreich selbst sich doch für den maudit prussien zu erwärmen pflegte, wenn dieser die Börse zog, zeigte sich hier unfreundlich und wenig entgegenkommend. Mir erschien der Aufenthalt in der durch hohe Wälle eingerahmten Stadt unter diesen Umständen geradezu unheimlich, und, nachdem ich mir kaum die Zeit genommen, den Münster, dieses hehre Dent-

mal deutscher Baukunst, zu bewundern, durch dessen Dach bekanntlich einzelne verlorene Kugeln den Weg gefunden hatten, während das dicht neben dem Dom stehende kleine Häuschen aus dem 14. Jahrhundert mit seiner einfachen und doch so anziehenden Holzarchitektur gänzlich unverändert geblieben war, eilte ich weiter, um nach langer Trennung mit Frau und Kindern einige Tage ungestörten Glückes zu genießen.

Wie lange wird es dauern, bis die Elsäßer sich der Zugehörigkeit zum neugeeinten Reiche rückhaltlos hingeben? Die Antwort auf solche und ähnliche sich von selbst aufdrängende Fragen konnten nur wenig tröstlich lauten. Waren die Kinder des Elsaß mit zäher Anhänglichkeit trotz fränkischer Vergevaltigung auch treue Söhne ihres deutschen Vaterlandes geblieben, bis der Kriegsruch des großen Napoleon sie an dessen sie-gewohnte Fahnen fesselte: seit dem Anfange unseres Jahrhunderts lag der Schwerpunkt aller geschäftlichen Verbindungen des Elsaß in der französischen Hauptstadt, drängten alle gesellschaftlichen Beziehungen nach dem glänzenden Paris. Da konnte ein Wandel in dem französischen Denken und Fühlen des Landes um so mehr nur nach Menschenaltern erhofft werden, als bei aller Vorsicht und Schonung die Einführung einer neuen Regierung und Verwaltung mit zahlreichen Härten und Verlusten für einzelne verknüpft sein mußte.

Längere Zeit nachher führte der Dienst mich wieder nach Straßburg. Das war zu der Zeit, als Kaiser Wilhelm 1879 zum zweitenmale Heerführer über die Truppen in den Reichsländern abhielt, die, allen deutschen Stämmen entnommen, in ihrer Gliederung zu einem Kriegsverbande dem Reichsgedanken einen wirksamen äußeren Ausdruck verleihen. Gar vieles hatte sich inzwischen zum Bessern gewendet. Nicht das geringste Zeichen erinnerte mehr an die schweren Zeiten der Belagerung. Auf den Trümmern der zerstörten waren neue, schönere Gebäude entstanden. An Stelle der Präfektur erhob sich die aus rötlichen Sandsteinquadern in edlem Renaissancestil zweistöckig erbaute und in jeder Beziehung würdig ausgestattete Dienstwohnung für den deutschen Statthalter. Die zerstörten Thore waren verschwunden und man war eifrig mit der Abtragung der alten Wälle beschäftigt. Nicht daß Straßburg seines Charakters als Grenz-wache entkleidet werden sollte. Im Gegenteil. Die Festung als solche wurde verstärkt und für die Aufnahme eines großen Heeres eingerichtet. Aber die Werke waren weiter hinausgerückt, die Umfestigungswälle neueren Anschauungen folgend niedriger, man möchte sagen zierlicher gehalten, als früher üblich, und das zwischen ihnen liegende Häusermeer hatte den Charakter des Dumpfen, Eingezwängten verloren. Die Stadt hatte sich mehr ausdehnen können, ihr ganzes Aussehen war freundlicher geworden, und diese Veränderung trat auch in dem Wesen der Menschen hervor. Zwar hielten die Städter, namentlich die von höherer gesellschaftlicher Stellung, sich noch immer zurück, aber die Landbevölkerung hatte sich bereits völlig mit den neuen Verhältnissen ausgeöhnt und bereitete zum Zeichen dessen dem Kaiser eine warm empfundene und leutselig angenommene Huldigung dar. Dieser Fortschritt war in erster Linie zurückzuführen auf die, wenn auch strenge und im einzelnen nicht besonders liebenswürdige, aber doch wohlwollende und gerechte Geschäftsführung der deutschen Verwaltung. Außerdem hatte die allgemeine Wehrpflicht das Ihrige gethan, die Gemüter zu gewinnen. Die nach Ableistung ihrer Dienstpflicht in anderen Teilen des Reichs heimkehrenden Soldaten wußten Gutes von dem zu berichten, was sie draußen gesehen und erfahren; sie hatten gelernt, mit gerechtem Stolze sich als Angehörige eines

mächtigen Staatswesens, als Glieder einer festgefühten Armee zu fühlen; sie waren im Rocke des Königs zu Männern herangereift und gaben die Gefühle der Treue gegen den Kriegsherrn, dem sie geschworen, und des Gehorsams gegen die Obrigkeit weitere Verbreitung. Wie der glänzende Siegeszug der napoleonischen Adler einst die Elsäßer dem Deutschland entfremdet hatte, so war nun dem erziehenden Einflusse des Heeres beschieden, den Wiederanschluß der Herzen an die alte Volksgemeinschaft vorzubereiten.

Übermals waren Jahre verfloßen, bis am 10. September 1886 Deutschlands allberehrtiger greiser Kaiser, umgeben von zahlreichen seiner fürstlichen Bundesgenossen und einem glänzenden Gefolge hoher Würdenträger, vom Bahnhofsgelände aus unter den Jubelrufen der die Straßen der Stadt dichtgedrängt füllenden Menschenmenge, unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken die aus bewimpelten Masten, aus Kränzen und Gewinden geschaffene via triumphalis entlang feierlich seinen dritten Einzug in Straßburg hielt.

Die Spanne Zeit von fünfzehn Jahren bedeutet wenig im Leben eines Volkes; für Straßburg bedeutete sie viel! Wer unbefangenen zurückblickt, der wird zugestehen, daß das Straßburg von 1871 keinen Vergleich mit dem Straßburg von heute aushält. Eine langsame, aber stetige Entwicklung hat sich vollzogen. Zahlreiche Pferde- und Straßenbahnlinien haben den Verkehr in der Stadt verzehnfacht, deren Erweiterung einen großen Fortschritt macht. Breite Straßenzüge mit stattlichen Bauten erheben sich dort, wo selbst 1879 sich noch Wall und Graben oder Festungsvorterrain befand, und aus der Mitte des Rheinbettes ist der Stadt eine Wasserleitung zugeführt, die der Ordnung und Reinlichkeit zu gute kommt. Ganz wesentlich hat das Reich zu dieser Umgestaltung und Verschönerung beigetragen. Der neue prachtvolle Bahnhof, die Universität, die für vier Bataillone Platz bietende Manteluffkaserne bilden einen prächtigen Schmuck der Stadt, die um so rascher ihrer Bestimmung entgegenreift, dereinst in Süddeutschland alle ihre Schwestern an Wichtigkeit zu überstrahlen, je mehr jetzt auch das Reichsland Elsaß-Lothringen selbst sich zu monumentalen Staatsbauten in Straßburg entschließt. Vor allen Dingen kann der der Vollendung entgegenstrebende Kaiserpalast, die einzige

Nachdruck verboten.

Allerlei über Edelsteine.

Eine Blanderei von Max Forzling.

Ostindien, einst das Wunderland der Diamanten, mit denen schon das graue Altertum sich schmückte, hat diesen seinen Nimbus eingebüßt und sein Scepter im Reich des Brillantschmuckes abgegeben müssen. Noch vor zwei Jahrzehnten herrschte es fast unumschränkt, heute ist es mit der ganzen Herrlichkeit vorbei, wenn auch nicht für immer, so doch vorläufiglich auf längere Zeit. Noch giebt es dort drei Diamantbezirke, allein sie liefern nicht viel, im Vergleich zu neuentdeckten Minen sogar herzlich wenig.

Die dort durch ihr vielhundertjähriges Gewerbe gewissermaßen erblich gewordenen „miners“ teilen die kostbaren Steine ein in Brahmas (reines Wasser), Chedras (honigfarben), Byseas (sahnfarben) und Sudras (grauweiß).

Der erste indische Diamantbezirk ist der von Golkonda, dem sagenhaften Königreich mit der in Trümmern liegenden Hauptstadt und dem starken zum Schutz von Haiderabad vom Nizam, d. h. Fürsten, erbauten Fort, wo dieser seine wunderbaren Schätze und seine unbequemen Verwandten in Verwahrung, resp. in Gewahrsam hält, sie mit Argusaugen hütend. Von der alten Königsstadt, die 1690 von dem ebenso graumäßen wie habgierigen Aurengzeb, dem letzten absoluten Kaiser auf dem Thron von Delhi, zerstört wurde, sind nur noch Ruinen übrig, die an Umfang denen von Niniveh und Babylon fast gleichkommen. Tavernier, der bekannte abenteuernde Pariser Juwelier, besuchte jene Gegenden im Jahre 1636 und kaufte viele schöne Steine an, die schließlich in den Besitz Ludwigs XIV. gelangten. Damals waren im Königreich Golkonda 23 Minen in Betrieb, welche 60 000 Leute aus beiden Geschlechtern und in jedem Lebensalter beschäftigten und herrliche Steine lieferten, wie jenen von 900 Karat, den Miringala dem Aurengzeb schenkte.

Der zweite Bezirk liegt zwischen dem heiligen Fluß Godavari und dem Mahanadi, der bei Puri in den Golf von Bengalen mündet, wo sich der hochheilige Tempel von Djagannauth erhebt. Auch hierher kam Tavernier im Jahre 1655, und er beschreibt, wie im Januar und Februar bei niedrigem Wasserstande die ganze Bevölkerung sich an den Strom begiebt und nach dem Gebirge zu sucht, wo dieser entspringt. Die Sucher können Sand und Kiesel klar auf dem Boden sehen, forschen aber nur da genauer nach, wo sie „Donnersteine“ antreffen, welche ihnen die Nähe von Diamanten verkünden. In anderen „river mines“ (Flußminen), wo keine Felber der Beackung harren, schwimmen die Bewohner auf Flößen, kratzen den Sand aus Fels und Geklipp und waschen ihn sorgfältig in den Lachen.

Der dritte Bezirk, der reichste und zuverlässigste, in welchem das berühmte Pannah, das Panossa des Ptolemaus, liegt, heißt Bundelkund. „Eine kleine flache Ebene ist mit Haufen von Kiesel bedeckt, und zwischen diesen wuchern mächtige Jasminsträucher, deren tauende von Blüten die Lüfte mit schwerem Duft erfüllen. Am Fuß einer sanft sich abdachenden Anhöhe sonnen sich einige zerlumpte Soldaten, auf der andern Seite erblicken wir einen großen Brunnen, an dessen Rand ein von vier Ochsen getriebenes Rad ächzt. Es war dies einst das wichtigste Diamantenfeld der Welt, und jetzt erinnern an die ganze Herrlichkeit nur noch das Achzen jenes Rades und das Stöhnen von einem halben Dutzend Kulis, die auf ihren Köpfen Schuttförbe hin- und herschleppen. Wie sticht dies ab gegen die fieberhafte Thätigkeit, gegen das Rasteln und Klirren der tauenden Maschinen, der Myriaden von Eimern in Kinnberley. Diese Minen werden von dem Radschah des Bezirkes an schätzbare Ganner verpachtet, welche sie in der primitivsten Manier ausbeuten, aus Furcht, der Gouverneur möchte sie für wohlhabend ansehen und seine Forderungen steigern. Sie erklären, die englische Eroberung habe die Schutzgöttertheiten des Bodens erzürnt, welche die Minen verlassen und aufgehört hätten, sie mit kostbaren Steinen zu besetzen, die beste Entschuldigung für ihre Faulheit und Unwissenheit. Bleibt indessen in diesem Bezirk die Einnahme hinter einer bestimmten Summe zurück, so läßt der Maharadschah ganz einfach den Chef des Unternehmens enthaupten und zieht dessen Vermögen ein. Trotzdem wird er natürlich betrogen, aber er empfängt wenigstens seinen Anteil, was nicht der Fall sein würde, wenn er nicht hin und wieder ein wirksames Exempel statuierte.“

Benares ist der große Markt für indische Steine; dort wird jeden April eine Messe abgehalten, wo die Händler sich treffen und miteinander feilschen. Es ist dies alles, was übrig ist von Golkonda — ein Trümmersfeld, ein verlassenes Fort und jene paar ärmlichen Minen, die noch in solcher Wüthe standen, als Tavernier sie besuchte. Daß es noch Diamanten in Indien giebt, unterliegt keinem Zweifel, aber sie werden nicht eher zu Tage kommen, als bis die Regierung lange Pachtzeiten gewährt, und Gesellschaften mit Betriebskapital und Maschinen sich zusammenschließen. Eine Zeitung, die seit kurzem in Bombay erscheint, behauptet, Ostindien sei noch niemals so reich an Juwelen gewesen wie jetzt. Die Einwohner vermehren beständig ihren Vorrat an edelartigen Kostbarkeiten, fast alle Ersparnisse werden darin angelegt, oft auf Kosten der Kleidung, ja der nötigsten Lebensbedürfnisse. Es ist dies eine nationale Eigenthümlichkeit, die von den Eingeborenen sämtlicher Klassen gepflegt wird. Man betrachtet Kleinodien als die sicherste, bleibendste Art des Reichthums, und berechnet man ein Vermögen, so bringt man dabei immer den Juwelenbesitz in Anschlag. Letzteren kann man jederzeit verpfänden oder veräußern, der Markt dafür ist niemals beschränkt oder gedrückt. Auch der unwissendste Eingeborne, der sich ein Schmuckstück kaufen will, kennt dessen Marktwert sehr wohl, läßt sich nur schwer betrogen.

Juwelen spielen bei der Heirat die Hauptrolle. Die größte Schönheit der Braut gilt nichts ohne ihren Stridhan, der an Wert oft den fünfjährigen Einkünften ihres Bräutigams gleichkommt. Es mag an Kleibern, an Kochtöpfen mangeln, vielleicht ist kein einziges Möbel vorhanden, ein Vorrat von Edelsteinen ist fast immer da, und eine Familie ohne einen solchen wird den gänzlich Dürftigen beigezählt. Dabei kann derselbe nicht abgezählt, folglich auch nicht besteuert werden. Juwelen bringen nichts ein, und doch hat man sie lieber als die besten Regierungspapiere; sie steigen nicht, aber sie fallen auch nicht. Eine Vermählung, außer bei den allerärmsten Leuten, findet niemals statt ohne eine Übertragung von Schmuckstücken.

Gabe des Reichs an dessen heldenhaften Gründer, als ein Wahrzeichen für die zunehmende Bedeutung der Stadt gelten. Auch in den herrschenden Anschauungen und Stimmungen hat sich in den letzten Jahren ein ungeahnter Umschwung vollzogen, der am unzweideutigsten in die Erscheinung getreten war, als Straßburgs Bürgerchaft einen national deutschgesinnten Mann an die Spitze der städtischen Verwaltung berief. Daß den Protesten damit der Boden unter den Füßen entzogen war, bewiesen die großartigen zum Empfange getroffenen Vorkehrungen, bewies der herzliche von der ganzen Bevölkerung ausnahmslos dem kaiserlichen Herrn bereitete Willkomm.

Sieben Tage, mit Ausschluß derjenigen der Ankunft und der Abfahrt, wahrte die kaiserliche Anwesenheit. Dann waren fünf den militärischen Besichtigungen gewidmet. Die zu den Paraden und Manövern versammelten Truppen thaten ihr Bestes und hatten das Glück, das Kennerauge des Kriegsherrn zu befriedigen. Sie ernteten reiches, wohlverdientes Lob.

An den beiden übrigen Tagen nahm der Kaiser den Mühsen und andere Sehwürdigkeiten der Stadt in Augenschein, empfing das Ministerium, die Mitglieder des Staatsrates, des Landesauschusses und des Gemeinderats von Straßburg. Von letzteren war die große Mehrzahl erschienen und ihnen gegenüber ließ der Kaiser seiner Freude Worte darüber, daß er der Stadt das Wahlrecht für die Gemeindevertretung habe zurückgeben können. Am ungeheuerlichsten kam das allgemeine Gefühl der Verehrung und Hingebung an das Oberhaupt des Deutschen Reiches zum Durchbruch bei dem Festzuge der Landbewohner, die zu diesem Zwecke in großer Zahl selbst aus der weiteren Umgegend, aus den Kreisen Erstein und Weissenburg, herbeigezogen waren. Jede der mehr als vierzig Gemeinden, die an diesem Huldigungsakte teilnahmen, war durch einen mit Flaggen und Kränzen geschmückten Wagen vertreten, auf dem die frischen Gestalten der jungen Mädchen in ihren verschiedenen, teilweise sehr kleidsamen Trachten Platz genommen hatten, während die Burken auf staltlichen Rossen das Gefährt umschwärmten.

An der Brüstung des den Garten des Statthalterpalais abschließenden Gitters stehend, hatte der Kaiser den Zug an sich vorbeiziehen lassen, und als er sich nun dem Hause zuwendete, um dort voller Rührung die poetischen Huldigungen, die Sträuße und Früchte aus den Händen der mit ihren Bürgermeister erschienenen Mädchen entgegenzunehmen, da durchbrach überströmendes Gefühl den Damm der Zurückhaltung, mit dem ehrfurchtsvolle Schen sonst einem gekrönten Haupte begegnet. Junge Burken vom Lande schlangen sich auf die Balustrade und schwenkten unter lautem Hochrufen die Hüfte in die Luft. Freundig fielen die Tausende ein, die dem letzten Wagen gefolgt waren, und von der ungezählten Menge jenseits des Kanals tönte es wieder und wieder zurück: Heil dem Kaiser!

In solchen unmittelbar aus dem Herzen kommenden Huldigungen — und zu diesen darf man auch den glänzenden Fackelzug der Vereine Straßburgs rechnen, an dem das alt-eisäffische Element in großer Zahl beteiligt war — äußert sich natürlich und unverfälscht der Dank eines treuen Volkes gegen den Herrscher, der trotz seiner hohen Jahre mit altgewohnter unermüder Gewissenhaftigkeit seiner hohen Regentenpflichten waltet. Der Vaterlandsfreund aber gelangt durch die ganze Haltung der Bevölkerung während dieses Kaiserbesuches zu der frohen Überzeugung:

Jetzt endlich ist Straßburg auch mit dem Herzen wieder unser!

Nachdruck verboten.

Bur Ästhetik der Mode.

Vorurteilslose Briefe an eine Freundin von Hans Schliepmann.

II.

Verehrteste Freundin!

Ich wollte mit Ihnen von den Gesetzen der Mode sprechen, von der Mode im allgemeinen, nicht in ihren alles übersteigenden Ubertreibungen, nicht besonders von der heutigen. Denn allem Einzelnen gerecht zu werden, vermöchte auch der peinlichste Ästhetiker nicht. Aber das Recht der Mode im allgemeinen ist, dürfte ich, begründet, und daraus lassen Sie uns dann Weiteres schließen.

„Ja, wer sagt, daß das Recht der Mode begründet ist?“ Alles, was tief in der menschlichen Natur begründet ist, hat sein Recht. Nur die Form, unter der es manchmal erscheint, darf angezweifelt werden.

Die Mode aber, oder doch der Trieb, welcher zu ihr führte, ist einer der vernehmlichsten im Menschen: der, sich auszuzeichnen, und der, zu schaffen; dieselben Triebe, welche auch aller Kunst zu Grunde liegen. Freilich, wenn wir nun zurück verfolgen, wie sich für unseren Gegenstand die Entwicklung vollzog, so werden wir zunächst den schreiendsten Gegensatz gegen alle Vernunft vorfinden.

Als ob die Mode das Häßlichste wollte, sehen wir in der Kindheit der Völker die entsetzlichsten Verunstaltungen aus jenen Trieben hervorgehen. Ringe und Plöcke riesiger Größe werden in Nase, Mund und Ohren gesteckt, die Zähne gefärbt und befeilt, die Haare zu abschredenden Mähnen emporgetrimmt oder stellenweise abrafiert, die Haut wird bemalt und was der schlimmeren Verunstaltungen noch mehr sind. — Aber hierin haben wir trotzdem die Ursprünge der Mode zu erblicken. — Hier, wo noch, wie bei den meisten Tieren, der Mann das geschmücktere Geschlecht darstellt, will derselbe durch solchen Aufputz sich von dem Naturzustande unterscheiden, seine Feinde erschrecken und seine Weiber erlangen lassen, wie herrlich weit er's doch gebracht. „Man glaubt gar nicht, was aus dem Menschen alles werden kann!“ Diese höchst moderne Sentenz hat vielleicht, in die Maori sprache übersetzt, manche schöne Neuseeländerin ausgerufen, indem sie überwältigt ihrem frisch tätowierten Heldenjüngling in die Arme sank.

In jenem Urzustande sollte eben nur etwas aus dem Menschen werden, etwas anderes; was, das wird durch kein Schönheitsgefühl bedingt. Vielmehr ist das Absonderliche, Unerhörte einzig und allein das Gesuchte. Oder sagen wir lieber, daß das ursprüngliche Schönheitsgefühl nicht im Vernünftigen entsprang, sondern im Außernatürlichen, um nicht zu sagen Widernatürlichen. Der Mensch wollte etwas schaffen von seinen, nicht von Naturs Gnaden, und dies war ihm Aufgabe genug; auch das Zweckmäßigkeitsprinzip entfiel vollständig.

Dies ist für unsere Betrachtung sehr wichtig; denn wie viele Jahrtausende uns auch vom Naturmenschen trennen: jene Urbeweggründe walteten noch heute wie damals, nur in veränderter und verwidelterer Art und Weise.

Unsern Feinden schrecklich zu erscheinen ist uns nicht mehr Bedürfnis — wir sind ja sehr christlich geworden oder haben wenigstens eingesehen, daß wir solcher äußerer Mittel gar nicht erst bedürfen. Aber gefallen möchte noch jeder, selbst der mit seiner Bärbeißigkeit kokettierende Formenverächter (dieser nur seinem eigenen, höchst besonders schätzenswerten Ich!). Viele möchten sogar auffallen, eine gar nicht so ohne weiteres zu verachtende Eigenschaft, eine Stiefschwester des Ehrgeizes und des Bethätigungstriebes. Indem sich nun aber im Verlauf der Jahrhunderte gewisse Schönheitsbegriffe herausgebildet haben, genügt es uns nicht mehr, ganz ohne Regel irgend etwas recht Unglaubliches aus uns zu machen; sondern wir fühlen, daß derjenige sich am meisten hervorsticht, welcher jene Schönheitsgesetze am klarsten erkennt und befolgt.

Dieser selbst wird auch des zweiten unserer Triebe, des Schaffenstriebes, am meisten froh werden, denn er fühlt am nachdrücklichsten, daß er seiner Natur genug thut und so zur höchsten Freude gelangt; denn die Gesetze der Schönheit sind nichts anderes als die unserer inneren Natur.

Indem man aber anfing, die Schönheit zu bilden, fand man bald, daß für solches Schaffen der eigene Körper nur eine sehr mangelhafte Grundlage bilde. Stelle es sich doch sicher schon früh heraus, daß gerade körperlich wenig bevorzugte Menschen — ohne Anzüglichkeit! — ein sehr lebhaftes Schönheitsgefühl besitzen, vielleicht, weil die eigenen Mängel früh zu Vergleichen antreiben. Zugleich sah man beim Fortschreiten der Kultur, daß die geistigen Vorzüge weitreichendere Waffen sind als ein starker schwebelbewehrter Arm, fesselndere Wirkungen auf die Phantasie ausüben als ein regelrechter Wuchs. Sie gewannen also an Wert.

So kam es, daß der Mann es immer mehr aufgab, sich zu schmücken und daß er in der Kunst weitere Grenzen für seinen Schöpfungsdrang gesteckt fand.

Dem von Natur „schöneren Geschlecht“ überließ er mehr und mehr die Sorgfalt um den Körper. Und, im Vertrauen gesagt: erst dadurch wurde das weibliche zum schöneren Geschlecht. Werden Sie Ihrem vorurteilslosen Freunde vergeben, daß er einen Götzepop so herrlich findet wie den des schönsten Frauenbildes? Oder das majestätische Haupt des Zeus von Tricoli ebenso bewunderungswürdig wie jenes der Venus von Milo? Den Götterleib des Apoll vom Belvedere ebenso entzückend als den der Diana von Versailles?

Vergleichen sind beide Schönheiten ja nicht; aber sie sind beide groß, wunderbar, ebenbürtig; herrliche Zeugen von der unerschöpflichen Macht der Natur!

Aber indem der Mann hinausgeschweifte in die Sphären des Gedankens, im harten Kampfe um das Leben rang oder in genialer Entzündung die Idealbilder seines Inneren verkörperte, vergaß er, vernachlässigte er, ja mißachtete er oft genug ausgesprochenenmaßen sein körperliches Teil. Gerade beim Künstler finden wir diesen seltsamen Widerspruch zwischen idealem Schaffen und abstoßender Lebensführung, als ob das Leben nicht ebenbürtig eine künstlerische Auffassung verdiente als das, was sie doch für dieses Leben schaffen wollten!

Das Weib aber behielt solchen — und auch den vernünftigeren Gedankenschöpfen gegenüber die holde Aufgabe, uns wieder in das Leben zurückzuloden, wenn wir uns in Sorgen oder Träume verstriegen. An der Frauen Seite dringt das Urgefühl der Liebe wieder siegreich durch alle Dornen, alles Gefrüpp einer auch an Unkraut reichen Kultur; sie lassen uns die Freude an der Wirklichkeit wiederfinden, indem sie diese durch ihre Erscheinung verschönen. Deshalb suchen sie in weisem Gegensatz auch diese ihre äußere Erscheinung, mit ähnlicher Schaffensfreude wie die des Mannes bei — verzeihen Sie das harte Wort! — größeren Aufgaben, zu heben und zu gestalten, und stellen dadurch das Gleichgewicht des Lebens her.

Und da es zu solchem Gleichgewicht nötig ist, so soll man auch von solchem Streben nicht gering sprechen. Alles was die Natur bedingt, ist schließlich gleich viel wert. Ob der Hummer fliehet oder das Öl, ist ganz dasselbe: erst wenn beides da ist und noch manches andere, ist an eine ordentliche Hummermajonaise zu denken.

Das wollte ich Ihnen jetzt noch eben zur Abwehr gegen die ewigen Angriffe der Antimodesanatiker gegen die weibliche Eitelkeit trost meiner Mannheit zugeben.

Die Eitelkeit des Weibes ist genau so viel wert wie der Ehrgeiz des Mannes: ein Material, aus dem man Götterbilder oder Fragen kneten kann; es kommt nur darauf an, wer den Thon bearbeitet.

Mit Selbstsicherheit darf also das Weib ihrem Triebe zum Schmücken folgen. Daß sie gefallen will, ist nicht bloß weiblich, sondern allgemein menschlich; — und meine gestrengen Herren Mitbrüder sollten sich darüber doch am mindesten beklagen!

Indem sie aber immer wieder zu gefallen sucht, durch neue Reize die Unerchöpflichkeit ihres Schöpfungstriebes in unbemühter Weise offenbart, entsteht die stets wechselnde Mode.

Sie sehen also, daß die Mode an sich fast eine Naturnotwendigkeit ist — für das Weib! In seine Sphäre gehört die schimmernde, launische, tolle Göttin, der wir nun doch einige ihrer Gesetze ablauschen wollen, Gesetze welche gewiß auch in denen der Schönheit enthalten sein müssen; nur soll man nicht nur solche erwarten, welche im ersten, tiefen Schaffen des Mannes fast ausschließlich die Herrschaft übernehmen. Was er bisher mit solchen Gesetzen auf dem Gebiete der Mode erreicht hat: o Sie wissen es ja verehrte Freundin. Ein jeder Ballaal zeigt Ihnen den entscheidlichen Kompromiß, den Verleugnung der Pugsucht, sogenannte Eleganz, „Vernunftkleidung“ und Unfehlbarkeitserklärung eines Schneiderwahnsinns durch den „guten Ton“ mit einander abgeschossen!

Ich gedente, daß auch mir der Frack im Schranke hängt, daß auch meinem für Schönheit erwärmten Haupte das Rauchrohr „Cylinder“ als Abzugseße aufgedrückt war — und wage erschauernd heute nicht mehr über Schönheit weiter zu schreiben!

Ob ich's ändere? — Nein!

Man kann Damen wohl Mode predigen — Vorgefekten, großen Herren — ach, Herren überhaupt nicht!

O, logisches Geschlecht, dem anzugehören die Ehre hat Ihr befrachter Freund

H. S.

Die Juwelenanlage in Indien gehört zu den größten und merkwürdigsten Einrichtungen des Landes, jede andere Kapitalanlage ist im Vergleich zu dieser unbedeutend. Unter keinem eingeborenen Rajah früherer Zeiten haben sich jene Schätze in solchem Grade angehäuft wie unter dem britischen Regiment. Nur am Tage der Aufnahme des Familienreichtums, wie gelegentlich einer Hochzeit oder eines großen Galatages, ist es wohl dem Fremden gestattet, sich einen schwachen Begriff von diesen Kostbarkeiten zu bilden, er ist überrascht, gebildet. Eine solche Inventur heißt der Frauentag par excellence. Um die eisernen Schränke, die Kassetten, die Schatullen, die sauber geschnitzten Holzkästen sammelt sich alles, und die Augen der Schönen funkeln vor Entzücken, so oft ein Paar goldener, mit Perlen besetzter Armbänder, Diamant-, Smaragd-, Saphir-ohrringe, Nasenringe mit großen Perlen, massiggoldene Ketten, kostbare Fingerringe zum Bewundern herumgereicht werden.

Die Sitte wird aber jetzt übertrieben, sie schädigt den Nationalwohlstand, wenn Millionen und Abermillionen unproduktiv im Kasten liegen. Die einzige Hoffnung auf eine Besserung der Zustände jener ungeheuren armen, am Hungertuch nagenden Volksmassen beruht auf der allmählichen Erschließung neuer gewerblicher Unternehmungen. Diejenigen, die ihre Schätze in ein Taschentuch hüllen und in der Erde vergraben, halten damit den Fortschritt des Landes auf. Es bietet sich gerade in Ostindien so vielfache Gelegenheit zur Entwicklung der Künste des Friedens, jedoch man vernachlässigt sie und hütet mit abergläubischer, abgöttischer Verehrung die kostbaren, aber toten Familienjuwelen.

Von den Tagen des großen Mohammed Ghori, der kostbare Steine im Gewicht von 400 Pfund hinterließ, die er auf unzähligen Beutezügen zusammengegrasst hatte, bis zum Jahre 1725 wurden Diamanten einzig und allein in Indien gefunden. Damals trafen die Bergleute der Billa do Principa in Brasilien, als sie im Sand der Bergströme nach Gold suchten, öfters auf Kristalle von eigentümlicher Form, welche sie als Spielmarken verwendeten, da sie den großen Vorteil besaßen, sich nicht abzunutzen; die besten schenkte sie dem Gouverneur der Stadt. Ein gewisser Bernardino Foujca Lobo, ein Mönch aus Serra do Trio, der in Ostindien gewesen war, erkannte sie als Diamanten und schickte sie nach Vissabon und von da nach Amsterdam zum Schmelzen, bei welcher Gelegenheit sich der holländische Minister das Handelsmonopol darin sicherte.

Die Entdeckung von Diamanten im Kaplande geschah auf ähnliche Weise. Stellen wir uns das blendend weiß gefärbte, auf einer Anhöhe ragende Farmhaus eines baumlangen Boers mit breitem flachen Gesicht, schblondem Haar und gefährlich starken Knochen und Muskeln vor. Er haust mit seiner Familie auf einem Fußboden von ungebrannten Ziegelsteinen unter einem Dach von Kamel-Dorn und den Schmuck der Wände bilden Reklame-Anzeigen von Colmans Mostich und Leberthyan. Hinter dem Erdaufwurf für seine Kühe und Schafe liegt ein arnseliger Garten, ein paar dürre Kartoffeln und Zwiebeln und zwei oder drei Gummibäume dehnen ihre Blätter nahe dem Kraal, wo die hottentottischen Kujungen lauern, und bis an die fernem niedrigen roten Hügel hin erstreckt sich die einformige kahle Fläche des Karu, heiß und gelb; der einzige Schatten über ihr ist der Fittich eines vorüberfliegenden Geiers, der an der bleichen Stahlbläue des Himmels schwebt. Nur in Zwischenträumen zeigt sich, auf Meilen hin sichtbar, eine Aloe oder eine Zwergakazie, eine Kassiagruppe oder das am Erdboden kriechende Eisraut mit seinen bunten Sternen. Die ungestaltete Küste ist mit toten Haiischen bedeckt, und der einzige Handel bestand noch vor zwanzig Jahren in allen möglichen zurückgesetzten und schadhafteu Artikeln, welche die übrige Welt verschmähte.

In dem Farmhause stehen ein großer Tisch und ein Kuhl, auf welchem eine Bibel und ein paar alte holländische Bücher liegen, denn der biedere Jakobs stammt von eingewanderten wallonischen Hugenotten her, welche die Aufhebung des Ediktes von Nantes dorthin vertrieben hat. Ein Händler namens Nidid ist zum Besuch, und nachdem, wie üblich, zur Abendandacht ein Kapitel aus der heiligen Schrift verlesen worden, bewundert der Gast die Familiendiamanten der vrouw Jakobs und erzählt von den schimmernden weißen Steinen, die man am Ufer des nahen Orange-Flusses fände und mit denen die Kinder Marmeln spielten. In diesem Augenblick tritt D' Reilly, ein Straußjäger, ein. Die Männer probieren einen der Steine am Fensterglas und übertrifeln die ganze Scheibe, die Schrammen sind noch heutigen Tages dort zu sehen. Man vereinbart gemeinsame Teigung, falls es ein Diamant sein sollte. Auf dem Wege nach der Capstadt zeigt D' Reilly den Stein, aber man verlacht ihn ob seiner Leichtgläubigkeit, man nimmt ihn denselben sogar weg und wirft ihn auf die Straße, wo jener ihn nur mit großer Mühe wiederfindet. Doch wer zuletzt lacht, lacht am besten; denn in der Capstadt wird der Kiesel vom Ufer des Orange für einen Diamanten erklärt und von Sir Philip Woodhouse um 500 Pfund Sterling gekauft. Vrouw Jakobs fand mit Leichtigkeit noch zehn andre solche Steine, und zu Anfang des nächsten Jahres, 1868, las man auch einige am Ufer des Baal auf, darunter den berühmten „Stern Südafrikas“, den ein hottentottischer Schäfer um 400 Pfund an den Händler Nidid loskaufte, und für den letzterer noch an dem nämlichen Tage 12000 Pfund empfing. Drei Monate nach der ersten Entdeckung gab es dort bereits 5000 Diamantgräbereien. (Schluß folgt.)

Für den Leselisch der Hausfrau.
(Fortsetzung von Seite 431.)

Von Theodor Storms „Gedichten“ haben die Verleger (Gebrüder Paetel in Berlin) kürzlich eine siebente wiederum reich vermehrte Auflage in einem kleinen reizenden Miniaturbande herausgegeben — zur Freude aller Verehrer und Freunde der Stormschen Muse! Versenkt man sich in die Lektüre dieser tiefinnigen Lieder, so haucht es den Leser aus denselben fast wie der Duft aus einem taufrischen Blumenstrauch an: so getaucht ist alles in reinste Naturempfindung, so lauter und unversälscht der Ausdruck dichterischen Seelenlebens, so wunderbar einfach, fast wie Naturlaut, Sprache und Form, Rhythmus und Reim. Wo dieses Liederbüchlein in der „Hausbibliothek“ fehlt, da ist mehr als eine Lücke, da ist ein Mangel, nicht weniger groß und empfindlich, als wenn Uhlands Gedichte im Biederjoch fehlten! — Von Storms neuesten Novellen nennen wir als wertvolle, herz- und gemütbildende Kunstschöpfungen die (bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen) Bücher: „Zur Chronik von Griesbusch“ und „Joh

Niew“, nebst dem „Fest auf Gaderslebhus“, letztere namentlich ein ergreifendes Bild von der dämonischen Gewalt der Liebe, — im Ausgange voll erschütternder Tragik.

Eine ebenso anziehende, wie gehaltreiche Lektüre bietet der Roman von Stefanie Rejser „Der Mut zur Wahrheit“ (Leipzig, Verlag von Ernst Reils Nachfolger). Es ist ein oft behandeltes Thema: der Sprößling eines vornehmen, aber herabgekommenen Adelsgeschlechtes, beherrscht von bittersten Erinnerungen an vergangene Zeiten, an tiefe Demütigungen und schweres Leid der Seinigen, beschließt eine Geldheirat zu machen, um sein Leben freier und würdiger zu gestalten. Aber die selbstsüchtige Annäherung an eine reiche Erbin, die zum Glück für ihn ein hochsinniges Mädchen ist, führt zu aufrichtiger Liebe und damit zur Beschämung des jungen Mannes. Er findet sich selbst wieder und wird, während er entsetzt, des köstlichen Preises edler Mädchenliebe nun erst würdig und — teilhaftig. — Dieser fast banale Stoff ist geistvoll vertieft und zu hoher Wirkung geformt. Die Handlung, von plastisch geformten, originellen Personen getragen und gefördert, interessiert von Anfang an, zieht den Leser lebhaft angeregt in ihre Kreise und entläßt ihn bei der sehr hübsch erfundenen Katastrophe mit schöner Nachempfindung.

Ernstere und tieferen Naturen unter unseren Leserinnen sei ein wahrhaft köstliches Buch empfohlen, ein Hohes Lied der Kindesliebe, wie wir ein ähnliches nie gelesen haben: Erinnerungen einer edlen Frauenseele an die entschlafene Mutter. Das schöne weisvolle Buch führt den Titel: „Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat“ und läßt unter dem liebevollen Rückblick der trauernden Tochter auf den Lebens- und Leidensgang der teuren Mutter, das Bild eines unvergleichlich schönen und reinen, leidgeprüften und leidverklärten Familienlebens, mit der Person der herrlichen Mutter im Mittelpunkt des Ganzen, vor unseren Augen entstehen — innig ergreifend, seelenreinigend und zu großen und guten Entschlüssen stärkend. Jeden Abend in deutschen Familienkreisen ein Kapitel aus diesem köstlichen Buche vorgelesen — welche Ströme von Segen würden und müßten von ihm ausgehen! — Dasselbe ist bei Friedr. Andreas Perthes in Gotha erschienen; seine Verfasserin (obwohl auf dem Titel nicht genannt) ist Adelhild von Rothenburg, geb. von Zastrow, der die deutsche Lesewelt eine Reihe trefflicher, von reiner Frömmigkeit durchhauchter Romane, wie „Jenseits der Grenze“, „Aus dem Tagebuch einer Haushälterin“, „Die Nächsterin von Stettin“ und „Verworrenes Garn“ verdankt.

Warm empfohlen sei auch ein eben erschienenenes Buch von Emmy von Dinklage „Blutung und andere Erzählungen“ (Berlin, Verlag von Georg Stilke), eine Vereinigung von sechs meisterhaften Prosaabhandlungen, die alle auf demselben Boden spielend, die Natur des Emslandes und seiner Bewohner, ihr Sein, Thun und Denken in Freud und Leid bewunderungswürdig widerspiegeln. Die Verfasserin hat die an sich einfachen Vorzüge und Erlebnisse zu mächtiger Wirkung vertieft, mit psychologischem Scharfblick das innerste Seelenleben jenes markigen Volkschlages enthüllt, und wo dasselbe in Thaten sich offenbart, ein dramatisch bewegtes Abbild derselben uns vor die Augen geführt. Aus diesem Boden strömt der Dichterin eine nimmer versiegende Fülle von Gestaltungen, eine immer neue Kraft der Darstellung zu: sie ist „auf ihrem Eigeneu“ und hat hier niemand neben oder gar über sich!

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „November“ 1886.

Fig. 1. Promenadenkostüm. Dieses auch für den Schüttelhauf geeignete Kleid besteht aus Rock und Überkleid; ersteres aus Taffet ist 132 Cent. weit hergestellt und am unteren Rande mit einer 6 Cent. breiten Rüsche von gleichem Stoff begrenzt. Oberhalb der letzteren hat man den Rock mit einem 368 Cent. weiten, am unteren Rande mit einem 5 Cent. breiten Saum versehenen, 101 Cent. hohen Volant von geripptem Wollstoff überdeckt, welcher vorn mit sieben, an den Seiten mit fünf, hinten mit drei je 8 Cent. breiten Streifen von Seidentrimmer garniert und vorn in eine oben 22, unten 35, an den Seiten je in eine oben 32, unten 38 Cent. breite Talfalte, hinten in Rüschenfalten geordnet, dem Rock aufgenäht ist. Das hinten nach herabfallende, prinzipiell arangierte, vorn, mit Seide als Futter verriebene, Batten bildende Überkleid aus Wollstoff ist mit oben gefalteten, im übrigen mit 6 Cent. breiten Streifen von Seidentrimmer garnierten Westenteilen verbunden, sowie mit Revers und einem Stehragen von gleichem Stoff ausgestattet. Zum Schließen hat man dasselbe teils mit Haken und Oesen, teils mit Knopflöchern und überspannten Knöpfen versehen; gleiche Knöpfe zieren außerdem in der Weise der Abbildung das Überkleid, welches vorn und an der Seite dem Rock aufgehakt wird.

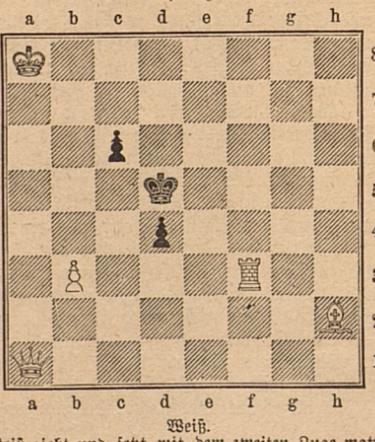
Fig. 2. Mantel aus gemustertem Sammet und Pelz. Dieser mit langen, reversartig zurückgelegten Vorderteilen arrangierte, hinten kurze Mantel ist aus auf einem Atlasband mit schwarzem Sammet gemustertem Stoff hergestellt, mit einem über Watteneinlage durchgepten Futter von schwarzem Atlas unterlegt, mit einem Stehragen verbunden und zum Schließen mit Haken und Oesen versehen. Den Außenrand des Mantelteils begrenzen 12 Cent. breite Streifen von schwarzem Waisgab; außerdem ist derselben in der Weise der Abbildung mit 21 Cent. breiter, mit irisierenden Perlen verzierter Chemillefranze, deren Ansatz Reihen von schwarzen Perlen bedeckt, garniert. Am Taillenabschluß des Rückenteils hat man ein seidenes Band befestigt, dessen Enden vorn ineinander geschlungen werden.

Buntes Allerlei. Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 185 Seite 412.

- Weiß.
1. D e 1 — b 1.
Schwarz.
1. K e 6 n. f 7.
Weiß.
2. L o 4 — d 5 matt.
A.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. L b 2 zieht ober b 3 n. c 2.
Weiß.
2. D b 1 n. b 3 oder — a 2 matt.
B.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. L o 8 n. f 7 oder n. d 7.
Weiß.
2. S d 7 — f 8 ober T f 7 — f 6 matt.
C.
Weiß.
1.
Schwarz.
1. S o 8 zieht.
Weiß.
2. T f 7 — o 7 matt.

Aufgabe Nr. 187.
Von E. Pradignat.
Schwarz.



Auflösung der „rätselhaften Verwandtschaft“ Seite 412.

Die 6 Personen sind Herr Müller, Frau Müller, Herr Müller junior. Herr Schulze, Frau Schulze, Herr Schulze junior. Die beiden Herren waren Witwer gewesen, mit je einer Tochter und einem Sohn und hatten in zweiter Ehe ein jeder die Tochter des anderen geheiratet.

Kreuzrätsel.
Von Dr. — e.

	A	A	B			
	B	D	D			
E	E	E	E	E	E	E
E	I	I	I	L	L	N
N	N	N	O	P	P	R
	S	S	Z			
	Z	Z	Z			

Die Buchstaben in den 33 Feldern der Figur sind mit Hilfe der folgenden Angaben so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten.

Eine dieser Reihen nennt einen hervorragenden Philosophen des 17. Jahrhunderts, eine andere eine der Personen in „Don Juan“, die dritte einen Frauennamen, welcher in dem Titel eines Gedichts von Goethe zu finden ist.

Reimrätsel.*

Was hier ich — — — Auf Steinen wächst kein —
Ist alles gänzlich — In Rußland liegt nicht —
Und jedem Menschen — Auch fliegt dort nicht die —
Ein Trach ist kein — Noch Rhone, Rhein und —
Ein Stiefel ist kein — Doch hat es feinen —
Ein Mann ist keine — Beständ'ges Glück ist —
Ein Papagei kein — Man lebt das ganze —
Ein Kolibri kein — Bis an die — — —
Man tarzt nicht am — — Beständig in — — —

* Die zu ergänzenden Worte gehen alle auf dieselbe Reimfille und denselben Schlußkonsonanten aus; jeder Strich am Ende einer Zeile bedeutet eine Silbe.

Charade (zwei Silben).

Ist meine erste, was die zweite nennt,
So kann das Ganze prächtig sich entfalten.
Rasch gleiten hin und wieder die Gestalten
In heit'rem Wettstreit, bis die Nacht sie trennt.
Und mitten in der frohbelebten Schar
Fliegt hin und her, von allen umgesehen,
Der Gott der Liebe; seines Fittigs Wehen
Rührt manches Herz, das wie die erste war.

Korrespondenz.

Toilette, Mode, Handarbeit. Modistin Selma. Die gewünschte Anstalt erhalten Sie besser in einer Stempelfabrik. — N. B. in L. Wir bedauern, Ihre Bitte nicht erfüllen zu können, da die Geschäfte, mit denen wir in Verbindung stehen, Handarbeiten außerhalb nicht ausfertigen lassen. — Original in V. Ein bearbeitetes Geschäft ist uns nicht bekannt. — A. N. in N. Den Schnitt eines modernen Reitleides brachte der Bazar 1886 auf Seite 65 mit Abb. Nr. 1. — Wir raten Ihnen, den Flügel in der Fabrik reparieren zu lassen, von welcher derselbe gekauft ist. — Langjährige Abonnentin in St. Petersburg. Sie finden die Anleitung zur Herstellung eines „modernen Modes mit Reifentourneur“ auf Seite 180 (Abb. Nr. 37 und 38) und Seite 67 (Abb. Nr. 12) dieses Jahrgangs; vorausichtlich wird auch eine der folgenden Nummern eine erneute Anleitung zur Herstellung eines derartigen Modes mit Reifeneinlage bringen. — Abonnentin Violette-Novredo. Wir verweisen Sie auf den Bericht über Haus- und Tischwäsche auf Seite 262 und 263 dieses Jahrg. — G. in S. Sie haben die gewünschte Anstalt inzwischen durch den Auftrag über Betten und Bettwäsche auf Seite 310 des „Bazar“ (Weibblatt) erhalten. — A. F., A. N. in N., Hermine in Brunn und Abonnentin in Trier. Eine solche Bezugsquelle für Monogramme jeder Art und Größe ist das Schablonengeschäft von Hehl, Berlin, Alte Jakobstr. 76. — A. N. in S. Die gewünschten Adressen können wir Ihnen leider nicht geben. — P. N. in Trier. Das betreffende Monogramm findet sich im Bazar 1883 auf Seite 274. — Josephine E. in Wien. Ihren Wunsch können wir leider nicht berücksichtigen, Sie erhalten das Muster vielleicht in einem Paramentenverein. — Eine glückliche Braut. Beide Stoffe sind gleich modern, ebenso die genannten Bezugsquellen gleich empfehlenswert.

Verschiedenes. S. B. Die zu den Trockenbouquets benutzten Gräser und Pflanzenteile werden zuerst in der Sonne vorgebleicht, dann mit schwefeliger Säure (bzw. Schwefelbämpfen) nachgebleicht. Ausführliches über Auswahl, Bleichen und Färben von Gräsern und Blumen finden Sie in einer kleinen Schrift von H. Stein, Kunstgärtner in Hamburg, niedergelegt, die unter dem Titel „Das Trocknen und Färben natürlicher Blumen und Gräser“ bei B. F. Voigt in Weimar erschienen ist. — Postf. Tilsit. Bilder sind durchaus passende Hochzeitsgeschenke. Liebt Ihr Freund Stahlstiche (die in braunem geschnitzten Rahmen sich gut ausnehmen), so wählen Sie ein paar leuchtige Landschaften, zu beziehen durch Amster u. Rotherdt in Berlin; wünschen Sie „effektvolle“ Bilder, so raten wir zu den jüngst erschienenen vortrefflichen Aquarell-Handpfeifenbrüden von Gustav Kirmse. Zwei Perdanis „Kaiser Wilhelm“ und „Fürst Bismarck“ (Braubilder) sind was Porträtreue, energische Charakteristik und künstlerische Behandlung betrifft, das Beste, was wir seit langem in diesem Genre gesehen. Laut Katalog sind diese Aquarellbrude von Stiefbold u. Co., Berlin W. oder vom Künstler (Dresden, Blasewitzerstr. 53) zu beziehen. — Postf. Straßburg. Ihren gültigen Beitrag von 4 Mark haben wir auftragsgemäß verwendet.

Bei herannahender Weihnachtszeit

machen wir auf folgende Vorzeichnungen in Originalgröße aufmerksam, welche zu den beigegebenen Preisen direkt von uns zu beziehen sind:

- I. **Vorlagen für Holz-Malerei** nebst Text (zu Bazar 1886 Seite 352). 1 Bogen. Preis inkl. Porto M. 3.10 = fl. 1.90 Kr. 5. W.
- II. **Bekfederte in Platt-, Languetten-, point-russo-Siderei** und Pilet-Gnipüre (zu Bazar 1886 Seite 154 Abb. 6). 1 Bogen. Preis inkl. Porto M. 1.10 = fl. —.70 Kr. 5. W.
- III. **Vorlagen für Porzellan-Malerei** (zu Bazar 1886 Seite 262). 1 Bogen. Preis inkl. Porto M. 1.10 = fl. —.70 Kr. 5. W.
- IV. **Tischdecke in Platt- und Stielstich** (zu Bazar 1883 Seite 323 Abb. 16). 4 Bogen. Preis inkl. Porto M. 2.20 = fl. 1.35 Kr. 5. W.
- V. **Tischläufer in Stiel- und Plattstich** (zu Bazar 1884 Seite 34 Abb. 16). 1 Bogen. Preis inkl. Porto M. 1.10 = fl. —.70 Kr. 5. W.

Gegen Zahlung von 50 Pf. = 30 Kr. 5. W. legen wir auf Wunsch je 1 Exemplar der betr. Bazar-Nummer, auf welche sich jede der genannten Vorzeichnungen bezieht, bei.

Administration des „Bazar“, Berlin W.